

Jahrbuch 2022



Die Pointe du Toulinguet
Bretagne-Exkursion



Das Rote Wasser
Burgwald-Exkursion



Marburger Geographische Gesellschaft e. V.

Jahrbuch 2022

Mit aktuellen Mitteilungen des Fachbereichs Geographie
der Philipps-Universität Marburg

Teil 1

Herausgegeben vom
Vorstand der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.
in Verbindung mit dem Dekanat des Fachbereichs Geographie

Marburg/Lahn 2023

Im Selbstverlag der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.

© by Selbstverlag:
Marburger Geographische Gesellschaft e. V.
Deutschhausstraße 10
D-35037 Marburg

Kein Teil des Jahrbuchs darf durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren ohne schriftliche Genehmigung reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Für die Bildrechte der Autorenbeiträge übernehmen die Herausgeber keine Gewähr. Falls unwissentlich Urheberrechte verletzt wurden, wird um Benachrichtigung via Kontaktmail erbeten. Autorisierungen zur Verwendung von Fotos und Abbildungen gelten nur für dieses Jahrbuch.

V.i.S.P.: Der Vorstand der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.

Dr. Ansgar Dorenkamp, 1. Vorsitzender, Tel.: 06421 / 28 24320
E-Mail: mgg.vorsitzender@geo.uni-marburg.de
apl. Prof. Dr. Stefan Harnischmacher, stellvertr. Vorsitzender, Tel.: 06421 / 28 25917
E-Mail: stefan.harnischmacher@geo.uni-marburg.de
Fax: 06421 / 28 28950

Fotos Umschlagvorderseite: Die *Pointe du Toulouquet* bei Camaret-sur-Mer (© J. Leib)
und das *Rote Wasser* im Burgwald (© L. Feisel)

Umschlaggestaltung, Layout und Satz: Cordula Mann, Marburg
Druck: TZ-Verlag & Print GmbH, Bruchwiesenweg 19, 64380 Roßdorf

ISSN 0931-6272

Inhaltsverzeichnis

Entwicklungen und Aktivitäten der Marburger Geographischen Gesellschaft e.V.	1
Jahresbericht des Vorsitzenden	1
Veranstaltungen im Berichtsjahr 2022/2023	4
Exkursionsprotokolle	5
PLETSCH, ALFRED	
Wandern am Ende der Welt: Der bretonische Zöllnerweg (GR 34).....	5
BÜDEL, BURKHARD & ALFRED PLETSCH	
Der Wasgau: Naturphänomene, Burgen, Festungen	60
Anhang von CHRISTIAN BÜDEL: Spuren der historischen Kulturlandschaft im digitalen Kartenbild	92
Kurzexkursionen	95
PLETSCH, ALFRED & HENNER WIEDERHOLD	
Wanderziele im Burgwald: Franzosenwiesen und Mönchwald.....	95
PLETSCH, ALFRED	
Fahrradexkursion zum Schweinsberger Moor	131
Anhang von ERNST GERSTNER: Das Phänomen <i>Vogelzug</i>	158
PLETSCH, ALFRED	
Fahrradexkursion im Schwalmgebiet	161
Forschungsprojekte am Fachbereich Geographie	187
CHIFFLARD, PETER; REISS, MARTIN; DITZEL, LUKAS; BOODOO, KYLE & CHRISTINA FASCHING	
Erstmalige Quantifizierung des Exports von organischem Kohlenstoff aus isländischen Gletschern	187
Kurzfassungen der Gastvorträge	201
GEROLD, GERHARD	
Klimawandel und der Untergang von Hochkulturen – Was lehren uns Geschichte und Geographie?	201
STELZER, VOLKER	
Die Zukunft der Energieversorgung in den Städten der Welt	211
HERGET, JÜRGEN	
Das Hochwasser der Ahr im Juli 2021.....	217

Aktuelle Mitteilungen aus dem Fachbereich Geographie	219
Mitteilungen der Arbeitsgruppen in alphabetischer Anordnung.....	219
Arbeitsgruppe Prof. Dr. MAAIKE BADER (Biogeographie – Ökologische Pflanzengeographie)	219
Arbeitsgruppe Prof. Dr. SÖREN BECKER (Nachhaltige Transformationsforschung)	220
Arbeitsgruppe Prof. Dr. JÖRG BENDIX (Klimageographie & Umweltmodellierung)	220
Arbeitsgruppe Prof. Dr. Dr. THOMAS BRENNER (Wirtschaftsgeographie & Standortforschung)	222
Arbeitsgruppe Prof. Dr. PETER CHIFFLARD (Bodengeographie & Hydrogeographie – Soil and Water Ecosystems)	222
Arbeitsgruppe Prof. Dr. MARKUS HASSLER (Regionalforschung & Regionalpolitik)	223
Arbeitsgruppe Prof. Dr. THOMAS NAUSS (Umweltinformatik)	224
Arbeitsgruppe Prof. Dr. MICHAELA PAAL (Stadtgeographie, Raumordnung & Raumplanung)	225
Arbeitsgruppe Prof. Dr. CARINA PETER (Geographiedidaktik)	225
Arbeitsgruppe Prof. Dr. SIMONE STRAMBACH (Geographie der Dienstleistungen, Kommunikation & Innovation)	226
Weitere Wissenschaftliche Mitarbeiter	227
apl. Prof. Dr. STEFAN HARNISCHMACHER (Geomorphologie)	227
Dr. JÜRGEN KLUGE (Lehrkraft für besondere Aufgaben)	227
Prof. i. R. Dr. GEORG MIEHE (Biogeographie – Vergleichende Hochgebirgsforschung) .	228
Dr. SEBASTIAN MÜLLER (Mineralogisches Museums)	228
Prof. i. R. Dr. CHRISTIAN OPP (Bodengeographie & Hydrogeographie)	228
Dr. CHRISTOPH REUDENBACH (GIS-Labor)	229
Im Berichtsjahr 2022 abgeschlossene Examina	229
Promotionen, S. 229; Master-Abschlüsse, S. 229; Bachelor-Abschlüsse, S. 231; Staatsexamen für das höhere Lehramt, S. 233.	

Entwicklungen und Aktivitäten der Marburger Geographischen Gesellschaft e. V.

Jahresbericht des Vorsitzenden

Wie in den Jahren zuvor umfasst der Zeitraum dieses Jahresberichts ein Hochschuljahr und bezieht sich demzufolge auf das Sommersemester 2022 und das Wintersemester 2022/2023. Dabei sei eingangs hervorgehoben, dass das Jahr 2022, trotz all seiner gesamtgesellschaftlichen Veränderungen im Zuge der Entwicklung der COVID-19-Pandemie, für die Marburger Geographische Gesellschaft viel Erfreuliches bereithielt, was man in den vergangenen Jahren fast schon vergessen zu haben glaubte. Tatsächlich gab es im Berichtsjahr wieder ein einigermaßen „normales“ Vereinsleben, das demjenigen nahekam, wie es sich über viele Jahre hinweg entwickelt hatte und wie es den Mitgliedern bis zum Ausbruch der Pandemie vertraut war, wenn nicht gar selbstverständlich erschien. Nach einer gewissen Durststrecke im Verlauf der letzten beiden Jahre konnte endlich wieder das vorgesehene Programm planmäßig durchgeführt werden, von einigen wenigen Einschränkungen abgesehen.

Überschattet wurden diese aus Perspektive des Vereins erfreulichen Entwicklungen seit Jahresbeginn allerdings durch weltpolitische Ereignisse, die deutlich gemacht haben, dass Frieden, wie er für viele von uns in Europa lange Zeit als selbstverständlich erschien, in heutiger Zeit kein unantastbares Gut mehr darstellt. Die durch den Krieg in der Ukraine ausgelösten weltpolitischen Verwerfungen nehmen seit Kriegsbeginn im Februar 2022 in nie erahnter Intensität Einfluss nicht nur auf das Leben der Menschen in den Kriegsgebieten selbst, sondern entfalten ihre Wirkung in nahezu allen Teilen des Erdballs. So erleben wir momentan viele Krisen gleichzeitig und fragen uns täglich, wie in globalem Maßstab Ernährungssicherheit gewährleistet, Energieversorgung aufrechterhalten sowie die Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse garantiert werden kann und wie es künftig möglich sein wird, dass die Menschen in den betroffenen Gebieten unter menschenwürdigen Bedingungen und in materieller Sicherheit am öffentlichen Leben werden teilnehmen können. Vor dem Hintergrund dieser Fragestellungen sind die Einschränkungen, die die weltweiten Entwicklungen für Vereinsaktivitäten wie die unsrigen mit sich brachten und noch bringen, eigentlich kaum erwähnenswert.

Wie seit Beginn der COVID-19-Pandemie naheliegend, spielten im Berichtszeitraum die restriktiven Vorgaben seitens des Landes Hessens bei der Organisation und Durchführung der Vereinsarbeit eine große Rolle. Dies betraf zu Beginn des Jahres u. a. die Durchführung der Jahresmitgliederversammlung, die wegen der Schließung der universitären Räumlichkeiten während des Wintersemesters 2021/22 auf den 26. April verschoben werden musste. Auch dann war ihre Durchführung an gewisse Auflagen geknüpft, sie konnte gleichwohl ordnungsgemäß unter Abhandlung der vereinsrechtlich vorgegebenen Programmpunkte durchgeführt werden. Im Anschluss kann-

te Karl Krantz seinen Film „Die Ohm“ präsentieren, eine thematische Vorbereitung auf die Fahrradexkursion zum Schweinsberger Moor, die im Verlauf des Sommers stattfinden sollte.

Erfreulicherweise stellte sich schon früh heraus, dass für die Vortragsveranstaltungen wieder ein Präsenzbetrieb möglich sein würde, bei dem zwar noch auf eine pandemiekonforme Sitzplatzanordnung sowie auf das Tragen medizinischer Mund-Nase-Bedeckungen und das regelmäßige Lüften von Veranstaltungsräumen geachtet werden musste, ansonsten aber die in den Vorjahren geltenden Beschränkungen weitgehend aufgehoben wurden, sodass die Vortragsreihen des Sommersemesters 2022 und des Wintersemesters 2022/23 mit jeweils drei Vorträgen durchgeführt werden konnten. Dankbar sind wir unseren Mitgliedern dafür, dass Sie im Rahmen dieser Veranstaltungen bereit waren, einen – wenn auch sehr kleinen – Beitrag zum Umgang mit den aktuellen Herausforderungen zu leisten, indem sie ohne Murren die zum Teil infolge ausbleibender Beheizung sehr kalten Vortragsräume akzeptiert haben.

Zu den besonders beliebten Programmpunkten unseres Vereins zählt seit vielen Jahren die Jahresabschlussveranstaltung im CINEPLEX Marburg, die diesmal am 6. Dezember mit der Vorführung des Dokumentarfilms „Into the Ice“ (Klimaforschung in Grönlands Gletschermühlen) stattfinden konnte, einschließlich des vorweihnachtlichen Umtrunks im Foyer des Hauses.

Weitgehend unbeeinflusst vom Pandemiegeschehen konnte das geplante Exkursionsprogramm durchgeführt werden. Neben den Tagesexkursionen, die eine Wanderung durch den Burgwald (Leitung: Förster i. R. H. Wiederhold), eine Fahrradexkursion ins Schwalmgebiet (Leitung: Prof. Dr. A. Pletsch) sowie eine Fahrradexkursion ins Schweinsberger Moor (Leitung: Prof. Dr. A. Pletsch) umfassten, entführten mehrtägige Exkursionen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach Frankreich zu einer Wanderung entlang des bretonischen Zöllnerwegs GR 34 (Leitung: Prof. Dr. A. Pletsch) und zu den Burgen und Festungen im Wasgau, dem südpfälzisch-nordelsässischen Grenzgebiet (Leitung: Prof. Dr. A. Pletsch & Prof. Dr. B. Büdel). Einmal mehr darf sich die Marburger Geographische Gesellschaft bei den Leitern der Exkursionen bedanken, die stets mit viel Akribie und Engagement geplant und durchgeführt werden und unseren Vereinsmitgliedern eine ganz besondere Begegnung und Auseinandersetzung mit Phänomenen erlauben, die man bei individuellen Reisen leicht übersehen würde und deren Bedeutung sich ohne die fachkundigen Informationen der Exkursionsleiter vielleicht nicht ohne Weiteres erschließen ließe.

Vorstandssitzungen konnten im Jahr 2022 wieder in Präsenz stattfinden. Sie wurden ergänzt durch eine Vielzahl von informellen Absprachen innerhalb des Vorstands, die nach Bedarf spontan – häufig im E-Mail-Umlaufverfahren – getroffen wurden, was die Effizienz der Entscheidungswege erhöht und die Entscheidungsfindung insgesamt beschleunigt hat.

Sehr erfreulich ist, dass am Fachbereich Geographie im Sommersemester 2022 wieder eine Verabschiedungsfeier für die Absolventinnen und Absolventen der Bache-

lor- und Masterstudiengänge stattfinden konnte. Dabei stellte nicht nur der Veranstaltungszeitraum (2022 nicht mehr, wie bisher üblich, an einem Freitag im November, sondern mitten im Sommer am Freitag, dem 8. Juli), sondern auch der Veranstaltungsort (2022: Vortrags- und Ausstellungsraum der Universitätsbibliothek, zuvor: Alte Aula der Universität) ein Novum dar. Die MGG freut sich, dass sie mit einer materiellen Zuwendung zum Gelingen dieser Veranstaltung beitragen konnte.

Die Entwicklung der Mitgliederzahlen erwies sich im Jahr 2022 erneut als leicht rückläufig. Zum 15.12.2022 verzeichnete die MGG insgesamt 706 Mitglieder (15.12.2021: 726), darunter 85 Studierende (12 %, 2021: 92 = 12,7 %). Der Rückgang der Mitgliederzahlen erklärt sich überwiegend durch altersbedingte Austritte.

Das Jahrbuch 2021 konnte rechtzeitig zu Beginn des Sommersemesters 2022 vorgelegt werden. Im inzwischen üblichen Umfang mit insgesamt über 200 Seiten finden im Jahrbuch nicht nur aktuelle Mitteilungen aus dem Fachbereich Geographie Eingang, sondern es enthält ausgewählte Kurzfassungen vergangener Vorträge und allgemeine Beiträge zu geographischen Themen sowie Exkursionsbeschreibungen und -protokolle, die im Verlauf des Jahres durchgeführt werden konnten. Für alle Beiträge sei den Autorinnen und Autoren herzlich gedankt. Gleichzeitig möchte der Vorstand der MGG erneut Prof. Dr. Alfred Pletsch für die wiederum professionelle Koordination der Beiträge für das Jahrbuch und für die Organisation der Drucklegung danken, die auch dieses Jahr wieder sehr aufwändig war, aber mit viel Engagement zu dem für die Mitglieder ersichtlichen, sehr ansehnlichen Endprodukt geführt hat. Cordula Mann hat mit ihrer Erfahrung und Expertise wieder den Satz und das Layout in gewohnt professioneller Weise ausgeführt, wofür ihr unser herzlicher Dank gebührt.

Schlussendlich möchte ich im Namen des gesamten Vorstands all denjenigen Dank sagen, die im Jahr 2022 zum Vereinsleben beigetragen haben, indem sie z. B. Exkursionen vorbereitet und geleitet, Veranstaltungen fotografisch dokumentiert oder einfach nur besucht haben. Danken möchten wir zudem allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Fachbereichs für ihre Unterstützung, vor allem denjenigen in den Sekretariaten und in der kartographischen Abteilung.

Auch wenn die weltpolitischen Aussichten zum Jahresabschluss 2022 überwiegend düster erscheinen mögen und wir uns mit Blick auf das bevorstehende Jahr 2023 mit vielen Unsicherheiten konfrontiert sehen, möchten wir dennoch weiterhin zuversichtlich sein, dass das neue Jahr auch gute Nachrichten bereithält. Zudem hoffen wir, dass die Marburger Geographische Gesellschaft ihren Mitgliedern erneut ein vielfältiges Veranstaltungsangebot unterbreiten kann, das wieder auf ein breites Interesse stößt und durch die aktive Teilnahme einer Vielzahl unserer Mitglieder honoriert wird. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen für das bevorstehende Jahr alles Gute, Gesundheit und Zufriedenheit – und dass Sie sich ihre Neugier auf geographische Erkenntnisse erhalten und weiterhin gerne das Angebot der MGG nutzen mögen.

Marburg, den 22.12.2022

Ansgar Dorenkamp, 1. Vorsitzender

Veranstaltungen im Berichtsjahr 2022/2023

Die folgende Übersicht umfasst das Programm während des Sommersemesters 2022 und des Wintersemesters 2022/2023. Die Veranstaltungen der Monate Januar und Februar 2022 sind bereits im Jahrbuch 2021 aufgeführt.

Durchgeführte Veranstaltungen

- 23.04.2022: „Wanderexkursion Burgwald“ (Gruppe 1) (Leitung: Förster i. R. Henner Wiederhold).
- 26.04.2022: Jahresmitgliederversammlung 2022; anschließend Filmvorführung „Die Ohm“ von Bgm. i. R. Karl Krantz.
- 30.04.-10.05.2022: Exkursion „Wandern am Ende der Welt: Der bretonische Zöllnerweg (GR 34)“ (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch und Erika Pletsch).
- 03.05.2022: Vortrag von Prof. Dr. Gerhard Gerold (Göttingen): „Klimawandel und der Untergang der Hochkulturen – was lehren uns Geschichte und Geographie?“
- 21.05.2022: „Wanderexkursion Burgwald“ (Gruppe 2) (Leitung: Förster i. R. Henner Wiederhold).
- 11.06.2022: „Fahrradexkursion im Schwalmgebiet“ (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch).
- 21.06.2022: Vortrag von Dr. Melanie Bergmann (AWI Bremerhaven): „Plastik im Meer: Ein globales Umweltproblem auf dem Vormarsch in die Arktis“.
- 12.07.2022: Vortrag von Prof. Dr. Paul Widmer (Zürich): „Die geographische Ausbreitung indogermanischer Sprachen“.
- 17.09.2022: „Fahrradexkursion zum Schweinsberger Moor“ (Leitung: Prof. Dr. Alfred Pletsch).
- 14.-18.10.2022: Exkursion „Der Wasgau: Naturphänomene, Burgen, Festungen“ (Leitung: Prof. Dr. Burkhard Büdel und Prof. Dr. Alfred Pletsch).
- 25.10.2022: Vortrag von Dr. Volker Stelzer (Karlsruhe): „Die Zukunft der Energieversorgung in den Stadtlandschaften der Welt“.
- 08.11.2022: Vortrag von Prof. Dr. Jürgen Herget (Bonn): „Das Hochwasser der Ahr im Juli 2021“.
- 06.12.2022: Filmvorführung im CINEPLEX: „Into the Ice“ (Klimaforschung in Grönlands Gletschermühlen); anschließend Umtrunk im Foyer des Kinos.
- 24.01.2023: Vortrag von Gerald Klamer (Dietzenbach): „Der Waldwanderer – 6.000 Kilometer durch Deutschland – was wir jetzt für unsere Wälder tun können“ (Gemeinschaftsveranstaltung mit NABU-Marburg).
- 27.01.2023: Sitzung des Vorstands zur Vorbereitung des Sommerprogramms.
- 07.02.2023: Jahresmitgliederversammlung 2023; anschließend Filmvorführung „Der Burgwald“ von Bgm. i. R. Karl Krantz.

Exkursionsprotokolle

PLETSCH, ALFRED

Wandern am Ende der Welt: Der bretonische Zöllnerweg (GR 34)

Vorbemerkung

Ursprünglich vom 05. bis 15. Juni 2020 geplant, konnte die Wanderekursion „am Ende der Welt“ erst mit nahezu zwei Jahren Verspätung vom 30. April bis 10. Mai 2022 durchgeführt werden. Grund für diese Verschiebung war die Corona-Pandemie, die im Frühjahr 2020 völlig unerwartet ausgebrochen war, die innerhalb weniger Wochen zu einem nahezu völligen Stillstand des öffentlichen Lebens führte und die insbesondere Gruppenreisen damit völlig unmöglich machte. Dies traf uns umso schwerer, als sämtliche Vorbereitungen für die Fahrt zu diesem Zeitpunkt bereits minutiös getroffen waren. Die Quartiere standen fest, die Zimmerbeleglisten lagen den Hotels detailliert vor, Besichtigungen waren gebucht, umfangreiche Anzahlungen waren geleistet, möglicherweise war auch bereits der eine oder andere Koffer gepackt, als quasi über Nacht die Grenzen geschlossen wurden und an Reisen auf absehbare Zeit nicht mehr zu denken war.

In dieser Situation von einem Albtraum zu sprechen kommt einem Euphemismus gleich, der mildernden Umschreibung einer Situation, die man sich in ihrer Tragweite kaum vorzustellen vermag. Dabei war die momentane Enttäuschung auf Seiten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer noch das geringere Übel. Vielmehr sind die unzähligen Telefonate und E-Mails im Nachhinein kaum mehr zu überblicken, die notwendig waren, um alle Vereinbarungen zu stornieren, und, weit problematischer, um die angezahlten Beträge zurückzufordern, da eine Übertragung auf mögliche spätere Termine angesichts des nicht vorhersehbaren Verlaufs der Pandemie zu unsicher, wenn nicht gar sinnlos erschien. Natürlich sträubten sich die Hotels gegen Rückzahlungen unter Verweis auf die Übertragungsmöglichkeit der Anzahlungen auf einen späteren Zeitpunkt, aber das wäre nur in festgelegten Zeitfenstern möglich gewesen und niemand konnte absehen, ob innerhalb dieser Spannen die Reise tatsächlich hätte nachgeholt werden können. Kurzum: Es hat fast ein dreiviertel Jahr gedauert, bis es gelungen ist, sämtliche angezahlten Beträge erstattet zu bekommen, so dass uns dadurch zumindest kein finanzieller Schaden entstanden ist.

Was folgte war eine Phase des Zweifels: Sollen die Planungen auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden? Würde die Gruppe in ihrer Zusammensetzung auch weiterhin an der Fahrt interessiert sein? Kann das Programm unter neuen Vorzeichen, wie ursprünglich geplant, durchgeführt werden? Fragen über Fragen. Letztendlich überwog der persönliche Wunsch, die Fahrt zum baldmöglichsten Zeitpunkt nachzuholen. Mit den ersten Anzeichen für zu erwartende Lockerungen der Reisebeschränkungen wurden die Planungen wieder aufgenommen, die Kontakte neu geknüpft, Vereinbarungen getroffen. Dabei stellten sich rasch neue Probleme ein. So waren die

Quartiere im vorgesehenen Zeitraum entweder nicht verfügbar oder nicht willens, erneut Buchungsrisiken für Gruppen einzugehen. Auch der ursprünglich vorgesehene Zeitpunkt (Juni) war nicht realisierbar, da die meisten in Frage kommenden Hotels durch Buchungsoptionen weitgehend blockiert waren. Konsequenz: Sowohl die Hotelstandorte als auch der Zeitpunkt der Exkursion mussten verschoben werden. Und nicht nur das: Die ursprüngliche Teilnehmerliste kam aus den unterschiedlichsten Gründen gehörig durcheinander, so dass kurzfristig sogar eine völlige Aufgabe des Vorhabens erwogen wurde, wäre da nicht der Rückgriff auf die Nachrückerliste aus der ersten Planungsphase möglich gewesen.

Die Auffüllung des Teilnehmerkontingents aus dieser Liste war indessen alles andere als selbstverständlich. Auch hier gab es teilweise pandemiebedingte Vorbehalte, eigene Pläne oder einfach ein verständliches Zögern, weil ja auch bei diesem neuen Anlauf nicht sicher war, ob die Exkursion würde stattfinden können. Schließlich gelang es dann aber doch, den Bus mit den folgenden Teilnehmerinnen und Teilnehmern auszulasten:

Adorf, Ursula	Junginger, Theodor, Dr.	Schulz, Sabine, Dr.
Berg, Erika	Köhler, Angelika	Simon, Wilhelm
Blöcher, Brigitte	Köhler, Benno	Stein, Reinhild
Büdel, Burkhard, Dr.	Leib, Jürgen, Dr.	Szöcs, Andreas, Dr.
Büdel, Evelin	Leib, Renate	Szöcs, Birgit
Dany, Heidi	Ludwig, Ilona, Dr.	Thielicke, Dirk
Dany, Hermann	Majewski, Irene von	Thomas, Elisabeth, Dr.
Dette, Gabriele, Dr.	Meier-Kanke, Anita	Thomas, Peter, Dr.
Donges, Hans-Joachim	Merte, Dieter	Vetter, Heidi
Dukat, Ulrike	Nispel, Karina	Walter, Margrit
Eckstein-Pfeil, Christa	Pfeiffer, Rolf, Dr.	Watz, Ulrike
Fülling, Lydia	Pletsch, Alfred, Dr.	Weber, Ulrike
Georgy, Bernd	Pletsch, Erika	Wiederhold, Henner
Georgy, Monika	Pöhls, Christiane, Dr.	Wiederhold, Thea
Hermann, Rainer	Radler, Peter	Wollenteit, Anne
Jöllnbeck, Brigitte	Romang, Margit	Busfahrer: Andreas Schein
Jöllnbeck, Dieter	Schmidt, Edith	

Nicht nur die Zusammensetzung der Gruppe hatte sich damit verändert. Auch das Programm musste modifiziert werden, was eine neuerliche Vorbereitungsexkursion im Sommer 2021 notwendig machte. Vor allem die Quartierfrage musste neu geregelt und, davon abhängig, eine Neuplanung des Exkursionsprogramms vorgenommen werden. Die ursprüngliche Absicht, von einem einzigen Standort aus das Programm durchführen zu können, erwies sich vor dem Hintergrund neuer Hotelstandorte als

nicht mehr realisierbar, weil dadurch die täglichen Anfahrtstrecken zu den Wander-
 routen zu lang geworden wären. Ein zusätzliches Problem war der vorgesehene Ex-
 kursionszeitpunkt in der ersten Junihälfte, zu dem es völlig aussichtslos war, mit einer
 Gruppe von 50 Personen ein geeignetes Quartier zu finden. Erst durch die Vorverle-
 gung des Termins war es überhaupt möglich, ein passendes Zeitfenster zu öffnen, ver-
 bunden mit der Hoffnung, dass sich in dieser frühen Jahreszeit die Wetterbedingungen
 für unser Vorhaben hinreichend günstig gestalten würden. Es sei vorweggenommen:
 sie waren letztlich ideal, ebenso wie die beiden Quartierstandorte in Douarnenez (*Les
 Résidences d'Armor*) und in Cap Coz (*Hotel Garrigaë*), die nach mühsamer Suche und
 komplizierten Verhandlungen gebucht werden konnten. Ebenso zu unseren Gunsten
 erwies sich die Tatsache, dass in der Vorsaison die Touristenströme überschaubar wa-
 ren und wir somit weitgehend ungestört unser Programm verwirklichen konnten.

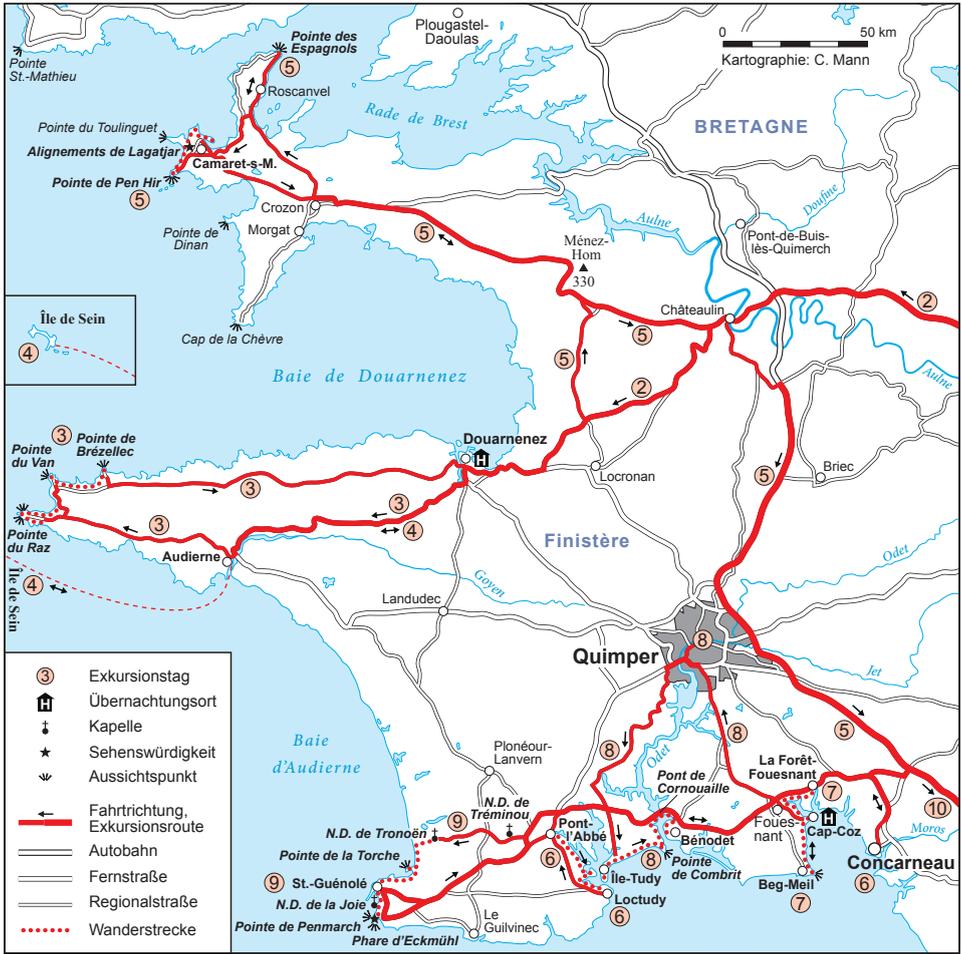


Abb. 1: Exkursionsroute

Samstag, 30.04.: Abfahrt um 06h00 am Großsportfeld in Marburg. Fahrt über Aachen und Amiens nach Rouen. Rundgang durch die Altstadt. Übernachtung im *Hôtel Campanile* in Rouen-Mermoz. (Tagesstrecke 750 km)

Angesichts der Tagesstrecke von rd. 750 km war ein umfangreiches Besichtigungsprogramm an diesem ersten Exkursionstag nicht möglich. Da die Fahrt aber reibungslos verlief, wurde das Tagesziel Rouen so rechtzeitig erreicht, dass noch ein kleiner Bummel durch die Altstadt unternommen werden konnte, um sich zumindest einigen der Sehenswürdigkeiten zu widmen (vgl. auch Textfeld T 1). Ärgerlich nur, dass bei unserer Ankunft der Busparkplatz vor dem Hotel durch Privatfahrzeuge blockiert war, weil es das Personal offensichtlich versäumt hatte, rechtzeitig die Beschilderung aufzustellen. Erst nach dem Einsatz von Polizei und Abschleppdienst konnte das Problem mit einiger Verzögerung gelöst werden.

Unser Rundgang war durch dieses Ärgernis glücklicherweise nicht beeinträchtigt. Er begann am Alten Marktplatz der Stadt (*Place du Vieux Marché*), dessen Baukulisse durch auffallend viele Fachwerkhäuser beeindruckt und auf dem sich auch heute noch eine kleine Markthalle befindet. Der Platz ist aber vor allem als der Ort bekannt, an dem die französische Nationalheilige Jeanne d'Arc gefoltert und am 30. Mai 1431 lebendig verbrannt wurde und wo noch bis 1836 Hinrichtungen stattfanden (vgl. Textfeld T 2). Der öffentliche Hinrichtungsplatz mit dem Pranger und der zugehörigen Feuerschutzmauer für den Scheiterhaufen Jeanne d'Arcs wurde vor einigen Jahren im Zuge von Ausgrabungen im Bereich der 1793 zerstörten Kirche *Saint-Sauveur* freigelegt. 1979 entstand an ihrer Stelle die architektonisch bemerkenswerte Kirche *Sainte-Jeanne-d'Arc*. Ihre kühne (aber auch umstrittene) Architektur soll an ein Wikinger-

T 1: Rouen im Telegrammstil: Die Stadt Rouen ist mit 112.321 Einw. (2019, Agglomeration = 494.299 Einw.) die Hauptstadt der Region Haute-Normandie. Obwohl 90 km von der Küste entfernt, handelt es sich um den fünftgrößten Seehafen Frankreichs (nach Marseille, Le Havre, Dunkerque, Saint-Nazaire). Er befindet sich in einer strategisch wichtigen Position zwischen Paris und dem Atlantik bzw. dem Ärmelkanal (La Manche). Erste Siedlungsspuren in Rouen reichen bereits bis in die Jungsteinzeit zurück. In gallo-römischer Zeit (52 v. Chr. – 486 n. Chr.) war die Stadt unter dem Namen Rotomagus bekannt. Seit dem 4. Jahrhundert ist sie Bischofssitz. Im Jahr 841 fand ein erster Überfall der Wikinger (der *Nordmannen*, daraus abgeleitet *Normandie*) auf Rouen statt. 1204 wurde die Stadt, die damals unter der Herrschaft des englischen Königs Johann Ohneland stand, durch die Truppen des französischen Königs Philipp II.-August erobert. Während des Hundertjährigen Krieges (1337–1453) eroberte Heinrich V. von England im Jahre 1419 die Stadt und unterstellte die Normandie der britischen Krone. In Rouen entschied sich u.a. das Schicksal Jeanne d'Arcs, die hier verurteilt und am 30. Mai 1431 auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. 1449 wurde Rouen durch Karl VII. für Frankreich zurückerobert. Rouen als Residenzstadt der normannischen Herzöge hatte viele harte Prüfungen zu bestehen, erlebte aber auch immer wieder goldene Zeiten. So entwickelte sich nicht nur eine starke Wirtschaft, sondern auch ein kostbarer mittelalterlicher Stadtkern. Das reiche baukünstlerische Erbe mit den herrlichen sakralen Bauten, prachtvollen Schlössern und stolzen Bürgerhäusern unterschiedlicher Stilarten bescherte Rouen die Bezeichnung „Museumsstadt“. (Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Rouen> (verändert))

T 2: Jeanne d'Arc lebte von 1412 bis 1431. Sie hatte bereits in ihrer Kindheit Visionen, in denen ihr die Hl. Katharina und der Hl. Michael erschienen und ihr auftrugen, Frankreich von den Engländern zu befreien. Während des Hundertjährigen Krieges verhalf sie bei Orléans dem Dauphin und späteren französischen König Karl VII. zu einem Sieg über Engländer und Burgunder. Der Stadt kam nicht zuletzt deshalb eine Schlüsselposition zu, weil bei ihr die Loire überquert wurde – wer sie einnahm, besaß direkten Zugang nach Südfrankreich. Anschließend geleitete sie Karl zu seiner Königssalbung nach Reims, wo dieser am 18. Juni 1429 bei einer feierlichen Zeremonie gekrönt wurde. Doch nun wendete sich für Jeanne das Schicksal. Bei weiteren Kämpfen verließ sie der Erfolg. So gelang es ihr beispielsweise nicht, Paris zu befreien. Schließlich geriet sie 1430 in die Gefangenschaft der Burgunder, die mit den Engländern verbündet waren und die Jungfrau auslieferten. Jeanne wurde nach Rouen gebracht und dort in einem kirchlichen Verfahren des Bischofs von Beauvais, Pierre Cauchon, der pro-englisch eingestellt war, aufgrund verschiedener Anklagen zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Nach ihrer Verbrennung wurde ihre Asche in die Seine gestreut, damit es keine Grabstätte geben würde, an der ihr hätte gehuldigt werden können. Jeanne d'Arc war schon zu Lebzeiten eine Legende. Über die Jahrhunderte hinweg ist ihr Schicksal in zahlreichen Gemälden, Dramen, Opern und Romanen aufgegriffen worden, und es gibt rund ein Dutzend Verfilmungen ihrer Lebensgeschichte. Diese wurde zuletzt ausführlich behandelt von KRUMEICH, G. (2021): *Jeanne d'Arc. Seherin, Kriegerin, Heilige. Eine Biographie*. C. H. Beck, München.

schiff erinnern. In die Kirche sind die Fenster der ehemaligen Kirche *Saint-Vincent* eingebaut, die sich früher in der *Rue Jeanne-d'Arc* befand und die 1944 zerstört wurde.

Vom Alten Marktplatz zur Kathedrale führt die *Rue du Gros Horloge*. Sie verdankt ihren Namen der großen, überaus kunstvoll gestalteten astronomischen Uhr, die seit über 800 Jahren bereits von Weitem einen zentralen Blickfang bildet (Abb. 2). In einem Torbogen, der die (heutige) Fußgängerzone überspannt, schmücken die kunstvoll gestalteten Ziffernblätter von beiden Seiten den im Renaissance-Stil errichteten Torbau. Der angrenzende Glockenturm aus dem 14. Jahrhundert beherbergt den Mechanismus der Uhr. Das noch heute



Abb. 2: Die große astronomische Uhr (*Le Gros Horloge*) gehört zu den Sehenswürdigkeiten Rouens (Foto: © D. Merte)

intakte Uhrwerk aus dem Jahre 1389 funktionierte bis zu einer notwendig gewordenen Restaurierung im Jahr 1928 ununterbrochen und gilt als eines der ältesten in Frankreich.

Die Uhr mit einem Durchmesser von 2,50 Meter zeigt ein mit 24 goldenen Sonnenstrahlen dekoriertes Ziffernblatt. Die Spitze des einzigen Uhrzeigers, der die Stunden angibt, schmückt ein Lamm, das Wappentier der Stadt Rouen. Neben der Zeittafel enthält die Uhr eine Reihe astronomischer Daten. Oberhalb des Ziffernblatts stellt eine Kugel die Mondphasen dar. Im unteren Bereich erscheint in einem Fenster für den jeweiligen Wochentag sinnbildlich ein Planet unseres Sonnensystems.

Als herausragendes Denkmal der Stadt Rouen gilt indessen die im hochgotischen Baustil errichtete Kathedrale *Notre-Dame de l'Assomption*, die Dr. Pfeiffer erstmals Gelegenheit zu einem kunstgeschichtlichen Diskurs bot. Mit dem Bau der Kathedrale wurde Anfang des 12. Jahrhunderts auf den Fundamenten einer aus dem 4. Jahrhundert errichteten romanischen Basilika begonnen. In den darauffolgenden Jahren durchlief sie verschiedene Bauphasen bis zu ihrer Fertigstellung Mitte des 13. Jahrhunderts. Später erhielt das Kirchengebäude weitere Ausbauten und Verschönerungen an der Westfassade.

Von der Kathedrale Notre-Dame ragen sieben Türme in den Himmel. Der schon von weitem sichtbare 151 Meter hohe Glockenturm gilt als höchster Kirchturm Frankreichs. Der im 12. Jahrhundert aus Holz errichtete Turm wurde im 16. Jahrhundert ersetzt und erhielt im 19. Jahrhundert eine gusseiserne Spitze. Die Westfassade des Kirchengebäudes wird von zwei Türmen eingerahmt. Auf der linken Seite befindet sich der 82 Meter hohe *Tour Saint-Romain*. Die rechte Seite der Fassade schmückt der im Flamboyant-Stil errichtete 75 Meter hohe *Tour de Beurre* („Butterturm“). Er erhielt seinen Namen aufgrund eines alten Brauchs. Während der Fastenzeit war in der Stadt der Verzehr von Butter untersagt. Um dieses Verbot zu umgehen, erkaufte sich reiche Bürger das Recht, trotzdem Butter konsumieren zu dürfen. Aus den Einnahmen der Spenden an die Kirche finanzierte sich dann der Bau des Glockenturms, der im Jahre 1506 vollendet wurde.

Während die Westfassade der Kathedrale nach umfangreichen Renovierungsarbeiten im Verlauf der letzten Jahre inzwischen in neuem Glanz erstrahlt, ist das Innere des Gebäudes derzeit in weiten Teilen eingerüstet. Insbesondere der Chorbereich war für uns dadurch nur teilweise zugänglich, wobei allerdings der Zugang zu einigen der berühmten Grabstätten gewährleistet war. So konnte zumindest in komprimierter Form auf die Bedeutung von Richard Löwenherz hingewiesen werden, dem letzten großen Herzog der unabhängigen Normandie und Königs von England, der 1199 während einer Belagerung in Aquitanien mit einer Armbrust tödlich verletzt und dessen Herz in der Kathedrale von Rouen begraben wurde. Die Rivalität zwischen ihm und dem französischen König Philipp II.-August reiht sich ein in die Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich, die sich über Jahrhunderte hinweg fortsetzten und die im Hundertjährigen Krieg mit der Verbrennung Jeanne d'Arcs



Abb. 3: Der ehemalige Pestfriedhof *Aître Saint-Maclou* in Rouen (Foto: © D. Merte)

ihren Höhepunkt fanden. Während ihr aufgrund der Zerstreung ihrer Asche in die Seine bewusst ein Ort der Huldigung verwehrt blieb, wurde das Grab Richards in der Kathedrale zu einem besonderen Ort historischen Gedenkens.

Unweit der Kathedrale besuchten wir mit dem *Aître Saint-Maclou* einen ehemaligen Pestfriedhof aus dem 16. Jahrhundert, eines der wenigen Beispiele für ein Beinhaus (Ossuarium) dieser Art, das in Europa noch erhalten ist (Abb. 3). Der Name leitet sich ab vom altfranzösischen *aitre* (aus lat. *atrium*) und bezeichnet im erweiterten Sinne den Friedhof vor dem Eingang einer Kirche, in diesem Fall von der Kirche Saint-Maclou aus dem 15. Jahrhundert. Das Beinhaus besteht aus vier Kreuzgangsflügeln, die einen zentralen Platz einrahmen.

Die Entstehung der Anlage steht im Zusammenhang mit einer Pestepidemie, die im Jahr 1348 mehr als drei Viertel der Bevölkerung Rouens dahinraffte, was die Kapazität des nahegelegenen alten Friedhofs um die Kirche Saint-Maclou schon bald sprengte und die Beisetzung der zahllosen Leichen in einem Massengrab erzwang. Nachdem sich die Stadt von der Pest erholt hatte, wurde das Grab in verschiedenen Bauabschnitten von Galeriebauten umgeben, so dass ein geschlossenes Atrium entstand. Als im 16. Jahrhundert der schwarze Tod in verheerendem Ausmaß zurückkehrte, wurde neuer Platz auf dem Friedhof benötigt. Das wurde dadurch erreicht, dass die alten Gebeine exhumiert und in den Galerien aufgestapelt wurden. Diese Funktion ist heute noch an den Schnitzereien des Ständerwerks versinnbildlicht. Die Balken zeigen morbide Abbildungen von Totenköpfen, Särgen, Spaten, Spitzhacken und weiteren Werkzeugen, die für die Bestattung der Toten benötigt wurden.

Ein letzter Besuch während unseres Rundgangs galt der Abteikirche Saint-Ouen, deren Vorgängerbau im Zusammenhang steht mit einem um das Jahr 750 gegründeten Benediktinerkloster. Keimzelle des Klosters war eine schon im 7. Jahrhundert errichtete Kirche, an deren Entstehung der Ratgeber des merowingischen Königs Dagobert und später als Heiliger verehrte Audoenus (Saint-Ouen) beteiligt gewesen sein soll. Die heutige Kirche wurde ab 1318 erbaut, jedoch erst im 16. Jahrhundert im Flamboyant-Stil fertiggestellt. Neben einer auffällig steilen Proportionierung des Mittelschiffs gehört die nahezu vollständige Auflösung der Wände in Fenster zu den Besonderheiten der Kirche, die die größte Sammlung von Glasfenstern aus dem 14. Jahrhundert in ganz Frankreich beherbergt. Sie sind überwiegend im Originalzustand erhalten, nicht zuletzt aufgrund der Vorsichtsmaßnahmen zu Beginn des Zweiten Weltkriegs im Jahre 1939, als die alten Glasfenster, wie überall in Rouen, ausgelagert wurden, um ihre Zerstörung durch den Krieg zu verhindern.

Sonntag, 01.05.: Von Rouen über Honfleur zum Mont-Saint-Michel (Picknick auf der Aussichtsplattform des neuen Stauwehrs). Weiter über Saint-Brieuc und Châteaulin nach Douarnenez. (3 Übernachtungen in *Les Résidences d'Armor*) (Tagesstrecke 500 km)

Trotz einiger Holprigkeiten während des morgendlichen Frühstücks (eine Kaffeemaschine defekt, Schwierigkeiten bei der Brotbeschaffung) konnte die vorgesehene Abfahrtszeit eingehalten werden, so dass sogar noch ein kleiner Umweg nach Honfleur eingeplant werden konnte, der ursprünglich nicht vorgesehen war.

Die malerische Kulisse um den alten Hafen (*Vieux Bassin*) von Honfleur, heute eine der meistbesuchten Touristenattraktionen der Normandie, lässt nicht zwingend vermuten, dass es sich ehemals, neben Harfleur auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, um den wichtigsten Hafenstandort im Mündungsästuar der Seine gehandelt hat. Dies änderte sich aber bereits im Verlauf des 16. Jahrhunderts, wobei vor allem die im Jahre 1517 unter Franz I. erfolgte Gründung von *Franciscopolis*, dem späteren Le Havre, eine deutliche Zäsur bedeutete. Gleichwohl behielt Honfleur zumindest für ein weiteres Jahrhundert seine Bedeutung als wichtiger Handelshafen, zumal Le Havre in erster Linie als Kriegshafen konzipiert war. Insofern überrascht es nicht, dass Samuel de Champlain, einer der bekanntesten französischen Seefahrer und Forschungsreisenden des 17. Jahrhunderts, von Honfleur aus zu seinen Entdeckungsreisen an der Ostküste Nordamerikas aufbrach, um zwischen 1604 und 1607 zunächst die Küstengebiete Neu-Schottlands zu erforschen, bevor er mit der Gründung Québecks 1608 den Grundstein für die Provinz Neufankreich (*La Nouvelle France*) legte. Auf einer Gedenktafel an der historischen Hafenmeisterei (*La Lieutenance*) an der Zufahrt zum Alten Hafen wird an dieses für die Entstehung des französischen Kolonialreichs in Nordamerika so wichtige Ereignis erinnert. Als äußeres Zeichen des Wohlstands zu jener Zeit mag man die Kirche *Sainte-Catherine* mit dem freistehenden Turm werten, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts von Schiffszimmerleuten ganz aus Holz erbaut

wurde, wobei die Dachkonstruktion der beiden gleichhohen Kirchenschiffe umgekehrten Schiffsrümpfen nachempfunden ist.

Auf Dauer war die Hafenfunktion von Honfleur gleichwohl dem Niedergang geweiht, der Ort verarmte und war vom Zerfall bedroht. In dieser Situation kann es als glücklicher Umstand gewertet werden, dass sich Honfleur im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum Zentrum künstlerischer Aktivitäten entwickelte, eine Entwicklung, die sich zunächst mit dem Maler Eugène Bodin verbindet, der 1814 hier geboren wurde. Er gilt als einer der Vorläufer des Impressionismus, der mit seinen Bildern die malerische Atmosphäre Honfleurs und der normannischen Küstenlandschaften festgehalten hat. Inspiriert durch seine Malerei entwickelte sich Honfleur zu einem Zentrum des



Abb. 4: Der Glockenturm der Kirche *Sainte-Catherine* in Honfleur (Foto: © H. Dany)

Impressionismus. Maler wie Courbet, Sisley, Claude Monet, Pissarro, Renoir und Cézanne trafen sich oft in der Ferme Saint-Siméon, ein unweit der Stadt gelegener Bauernhof, der folglich als eine der Geburtsstätten des Impressionismus gilt und der heute ein stilvolles (und nicht eben billiges) Hotel beherbergt.

Unser Rundgang beschränkte sich, zeitbedingt, auf einen kurzen Besuch der Kirche *Sainte-Catherine* (Abb. 4) und einen Bummel rund um das alte Hafenbecken, das heute mit Yachten und Segelbooten gefüllt ist. Über eine Zugbrücke sind Ein- und Ausfahrt geregelt, was naturgemäß den sonstigen Verkehr erheblich beeinträchtigt. Die ehemaligen Lagerhäuser rund um das Hafenbecken werden heute ausnahmslos touristisch genutzt, wobei die Freiterrassen der Restaurants das Hafenbecken säumen. Erhalten sind noch zwei der alten Salzspeicher, aber auch sie werden heute

T 3: Der **Bocage** kommt vorwiegend in den französischen Atlantikregionen Normandie, Bretagne, Pays de la Loire und Poitou-Charentes vor, vereinzelt aber auch im Zentralmassiv und im Nordosten Frankreichs. Der Begriff findet auch in anderen westeuropäischen Ländern wie Belgien oder Großbritannien Anwendung, in denen es großflächige Heckenlandschaften gibt. Die Ursprünge des Bocage reichen weit zurück. So wurden die Hecken durch keltische Bauern schon vor etwa 2000 Jahren als Flurgrenzen angelegt. Ein Großteil der Hecken wurde über die Jahrhunderte mit Baumreihen aus Eichen und Eschen bepflanzt, die heute das charakteristische Bild des Bocage dominieren. Heute ist der Bocage vor allem in den Gebieten großflächig erhalten geblieben, in denen Viehzucht vorherrscht und wo die Hecken als natürliche Einhegung der Viehherden dienen. Der Bocage ist durch seine Vielfalt an Landschaftsstrukturen ein wichtiger Lebensraum für die lokale Flora und Fauna. Er bildet ökologische Korridore, die es Tier- und Pflanzenarten ermöglichen, zwischen Habitaten zu wandern. Aber auch kleine Flussläufe und Tümpel, Auwälder, Baumgruppen oder isolierte Bäume sowie Waldränder sind für die Biodiversität des Bocage von zentraler Bedeutung. Wegen der vielen ökologischen Vorteile der Hecken begann man ab Mitte des 20. Jahrhunderts, alte Hecken zu erhalten, degradierte wieder aufzubauen und neue anzupflanzen. (Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Bocage>, verändert)

nicht mehr als Lager, sondern für Wanderausstellungen oder gelegentlich auch gesellschaftliche Ereignisse genutzt.

Leider hatten wir nicht die Zeit, dieses Ambiente etwas länger zu genießen. Als nächstes Ziel war der Mont-Saint-Michel vorgegeben, der um die Mittagszeit erreicht werden sollte. Die Streckenführung über Caen, Villedieu-les-Poëles und Avranches bedeutete im geologischen Sinne den Übergang aus den mesozoischen Schichten des randlichen Pariser Beckens in den kristallinen Sockel des Armorikanischen Gebirges, untrügliches Zeichen, dass wir uns der Bretagne näherten. Mit diesem Übergang wurde auch der Bocage landschaftsbestimmend, jener Landschaftstyp, der sich durch eine große Anzahl an Knicks, Hecken oder Wallhecken als Begrenzung landwirtschaftlicher Felder im westfranzösischen Grünlandgürtel auszeichnet (vgl. Textfeld T 3).

Wegen des eingeschobenen Besuchs von Honfleur erfolgte die Ankunft am Mont-Saint-Michel etwas verspätet, so dass zunächst die Mittagspause eingelegt wurde. Zum ersten Mal kam der „Bollerwagen“ zum Einsatz, um die Picknickutensilien bis zum neuen Sperrwerk im *Couesnon* zu transportieren, dem Fluss, der die Grenze zwischen Normandie und Bretagne markiert und von wo sich ein grandioser Blick auf den Klosterberg als Kulisse darbot (Abb. 5). Erst nach vollzogener Stärkung wurden dann einige Erläuterungen zu den Renaturierungsmaßnahmen gegeben, die im Folgenden noch einmal kurz zusammengefasst sind (zur Geschichte vgl. Textfeld T 4).

Vor dem Hintergrund von Berechnungen, nach denen der ursprünglich sieben Kilometer vom Land entfernte Mont-Saint-Michel spätestens im Jahr 2040 vollkommen von Salzwiesen umgeben sein würde, wurde ein umfangreicher Maßnahmenkatalog entwickelt, um den Inselstatus auf lange Sicht zu sichern bzw. wieder herzustellen. Als langfristiges Ziel der Bauarbeiten ist angestrebt, das Watt rund um den Berg durchschnittlich um ca. 70 cm abzusenken.

T4: Zur Geschichte des Mont-Saint-Michel. Der Mont-Saint-Michel ist berühmt als eines der besten Beispiele der mittelalterlichen Sakralarchitektur Frankreichs und für eine befestigte Klosteranlage mitten im Meer. Er wird jährlich von etwa 3,5 Millionen Menschen besucht. Der Berg und seine Bucht gehören seit 1979 zum Weltkulturerbe der UNESCO. Nach der Legende erschien 708 der Erzengel Michael dem Bischof Aubert von Avranches mit dem Auftrag, auf der Felseninsel in der vorgelagerten Bucht eine Kirche zu bauen. Im Zeitraum 708-709 errichtete Aubert daraufhin ein erstes Sanktuarium zu Ehren des heiligen Michael. 965/966 begann eine Gruppe von Benediktinermönchen mit dem Bau einer Klosteranlage. Schon im 12. Jahrhundert war die Abtei Ziel großer Pilgerströme. Sie verfügte über große Macht und bedeutenden Einfluss, was sich auch in der Gründung zahlreicher Tochterabteien niederschlug, so z. B. St Michael's Mount in Cornwall. Mit dem Hundertjährigen Krieg, vor allem aber als Folge der Reformation setzte ein Niedergang ein. Im Zusammenhang mit der Französischen Revolution verließen die Benediktiner 1790 das Kloster (einige wenige sollten erst 1969 zurückkehren), die Abtei wurde in ein Gefängnis umgewandelt, das ursprünglich für Gegner aus den Reihen des Klerus gedacht war. Dem „Mont“ haftete fortan der Ruf eines der abscheulichsten Gefängnisse Frankreichs an. Viele Bauten waren dem Zerfall preisgegeben, die Bevölkerung der Ortschaft war total verarmt, die meisten Bewohner hatten ihn ohnehin verlassen.

Ähnlich wie in Honfleur, wo die impressionistischen Maler den Neubeginn der modernen Entwicklung einleiteten, verlief die Geschichte des Mont-Saint-Michel. Ab 1836 setzte unter dem Einfluss des Schriftstellers und Politikers Victor Hugo eine Bewegung für die Wiederherstellung des ihrer Meinung nach *architektonischen Schatzes von nationalem Rang* ein. Die Romantik hatte den *Mont* entdeckt! Sie verherrlichte ihn in Gedichten, Romanen und Gemälden und präsentierte ihn auf diese Weise in einem neuen, positiven Licht. 1863 erfolgte die Schließung des Gefängnisses. 1874 wurde der *Mont-Saint-Michel* zum nationalen Denkmal (*Monument historique*) erklärt. Was die bauliche Erhaltung anbelangt, stand man vor einer gigantischen und auch enorm komplexen und teuren Restaurierungsaufgabe, die zu verwirklichen nahezu einhundert Jahre in Anspruch nahm. Im Zuge dieser Maßnahmen wurde 1879 ein Damm errichtet, der die Insel mit dem Festland verband und auf dem von 1901 bis ca. 1939 neben der Straße auch eine Schmalspur-Dampfeisenbahn verkehrte. Dass durch diesen Bau ein Verlandungsprozess in der Bucht eingeleitet werden würde, hatten die Planer jener Tage nicht einkalkuliert. Erst allmählich wurde realisiert, dass die Strömungsverhältnisse in der Bucht durch diese Maßnahme grundlegend verändert waren und dass der Weg zum Berg schon bald auch ohne den Damm trockenen Fußes möglich gewesen wäre. Ein gigantisches Renaturierungsprojekt soll diese Entwicklung verhindern und bis spätestens 2050 soll der ursprüngliche Inselcharakter des Mont-Saint-Michel wieder hergestellt sein. (Quelle: auszugsweise aus <http://www.reise-wissen.info/index.php?id=mont-saint-michel>, mit eigenen Ergänzungen)

Seit 2006 wird daran gearbeitet, dass der Mont-Saint-Michel bei Flut künftig wieder vollständig von Wasser umgeben sein wird. In einer ersten Etappe wurde ein altes Sperrwerk am *Couesnon* durch ein neues Stauwehr ersetzt, das seit 2009 anhand des Gezeitenkalenders automatisch den Wasserzufluss reguliert. Zu Beginn der Flut, wenn das Meerwasser die meisten Schwebeteilchen enthält, bleiben die acht Schleusen zunächst geschlossen. Erst kurz vor dem Höchststand und der damit verbundenen Wasserberuhigung werden die Tore etwas geöffnet. Das nunmehr einlaufende Wasser führt nur noch wenige Schwebeteilchen mit. Je nach der Höhe der Flut beträgt der Durchlass zwischen 470.000 und 900.000 m³ Wasser in den Fluss, der damit die Funktion eines Rückhaltebeckens gewinnt. Die Wehre werden 90 Minuten nach Tidenhochstand geschlossen und erst viereinhalb Stunden später bei absolutem Nied-



Abb. 5: Der neue Damm im Längsverlauf des Couesnon zur Umleitung des Abflusses aus dem Stauwehr (Foto: © A. Köhler)

rigwasser wieder geöffnet. Dann entleert sich das Rückhaltebecken mit großer Fließgeschwindigkeit und entsprechend starker Erosionswirkung etwa eine Stunde lang und nimmt dabei den Schlick mit, der sich um den Berg abgelagert hat.

Um diese Wirkung zu erzielen, musste der alte Damm entfernt (2014) und ein neuer Zugang geschaffen werden. Ebenso wurden die Parkplätze am Fuß des Berges aufgegeben und 2,5 km landeinwärts einschließlich eines Besucherzentrums neu angelegt (2012). Für den Weg der Besucher von hier bis zum Kloster wird seitdem ein kostenloser Elektrobus-Shuttle angeboten. Etwas romantischer geht es auch mit einem Pferdekutschen-Service. Und natürlich kann man den Weg auch zu Fuß zurücklegen, um *die spezifische Aura des mythischen Berges zu erleben*, wie es durch die Tourismuswerbung angepriesen wird. Der Zugang erfolgt zunächst auf einer Strecke von rund einem Kilometer durch die Dünen östlich des Couesnon, dann weitere 760 m über eine Brücke, die auf zwei Reihen von je 67 Stahlrohrpfählern (Durchmesser 30 cm) mit Zwischenabständen von je 12 m ruht. Durch diese Konstruktion können die Gezeiten nunmehr weitgehend ungehindert innerhalb der Bucht zirkulieren. Die Gesamtbreite der Brückenkonstruktion beträgt 13,20 m, aufgeteilt auf eine 6,50 m breite Fahrbahn und zwei Gehwege. Zusätzlich verlaufen in der Brücke sämtliche Versorgungsleitungen für die Gemeinde Mont-Saint-Michel mit ihren 43 Einwohnern (2019). Die Brücke fügt sich ganz natürlich in die Landschaft ein. Zum Ende hin ist sie so weit abgesenkt, dass bei einem Gezeitenkoeffizient über 110 und einem damit verbundenen Anstieg des Meeresspiegels um mindestens 15 m der Berg komplett von Wasser umspült ist und wieder das wird, was er Jahrhunderte lang war – eine Insel im Wattenmeer.

Seit 2015 sind die wichtigsten Sanierungsarbeiten abgeschlossen, einschließlich eines Damms im Längsverlauf des Flusses, der gewährleisten soll, dass das Wasser, wenn es bei Ebbe mit hohem Druck aus der Schleuse fließt, gleichmäßig auf beide Seiten der Bucht gelenkt wird, damit es den Berg allseitig umspült (vgl. Abb. 5). Ob damit die Zugehörigkeit der Klosterinsel zur Normandie oder zur Bretagne neu definiert werden muss, bleibt dahingestellt. Traditionell behaupteten die Normannen mit Nachdruck, sie liege auf ihrem Territorium.

Auch oberhalb der Schleuse gingen die Arbeiten seither weiter. Hier wurden bislang insgesamt auf einer Länge von 4,7 Flusskilometer Ablagerungen abgetragen. Durch diese Maßnahmen entstanden Kanäle mit einer Länge von 9 Kilometern, wodurch das Stauvolumen des *Couesnon* bei auflaufender Flut auf bis zu 1,4 Mio. m³ Wasser gesteigert werden konnte, ohne die Felder am Flussufer der Gefahr einer Überflutung durch Salzwasser auszusetzen.

Ob all diese Maßnahmen letztendlich den gewünschten Erfolg zeitigen werden, bleibt abzuwarten. In der jetzigen Situation ist der Mont-Saint-Michel nach wie vor nur bei Springflut wirklich eine Insel, das heißt, etwa an 17 Tagen im Jahr umspült das Meer für rund zwei Stunden alle Mauern. Leider war dies während unseres Besuchs nicht der Fall, da der Tidenkoeffizient an diesem Tag zu niedrig lag, außerdem war ohnehin gerade Ebbe und wir hatten nicht die Zeit, eine Tidenphase abzuwarten, um uns von der Wirksamkeit der Flutregulierungen zu überzeugen.

Vielmehr war die Weiterfahrt angesagt, die ohne weitere Besichtigungsstopps zurückgelegt werden musste, um das Tagesziel Douarnenez rechtzeitig zu erreichen. Dass uns dort, wie schon am Vorabend in Rouen, wieder einige Hürden für die Anfahrt mit dem Bus erwarten sollten, war nicht unbedingt vorhersehbar. Schon in Châteaulin war die (eigentlich für Busse nicht geeignete) Überquerung der Aulne auf der alten Brücke geradezu abenteuerlich, und dies traf gleichermaßen zu auf die Parkmöglichkeit für den Bus in unserem Quartier in Douarnenez, die nur in Millimeterarbeit durch eine enge Toreinfahrt erreicht werden konnte. Ansonsten erwiesen sich *Les Résidences d'Armor* als eine angenehme Unterkunft, die für die nächsten drei Tage unser Standquartier sein sollte.

Montag, 02.05.: Mit Bus zur *Pointe du Raz* (Parkplatz). Wanderung auf GR 34 um die *Pointe du Raz*. Weiter über die *Baie des Trépassés* und *Pointe du Van* (Picknick) bis zur *Pointe de Brézellec*. (🚶 15 km) (Abholung per Bus) (Tagesstrecke 🚗 70 km)

Mit Douarnenez hatten wir einen Standort gewählt, der reich ist an geschichtlichen Ereignissen und Legenden (vgl. Textfelder T 5 & T 6). Aufgrund seiner sturmgeschützten Lage diente der Ort bereits den Römern als Hafen vor der schwierigen Passage nach Britannien. Darüber hinaus wurde hier auch *Garum* hergestellt, eine Fischsauce, die im gesamten römischen Reich für das Würzen von Speisen genutzt wurde. Über die Jahrhunderte entwickelte sich die Stadt zu einem wichtigen Fischereihafen. Historische Quellen berichten darüber, dass fast alle Männer und Jungen des Ortes in Einmast-

T 5: Die Legende um die versunkene Stadt Ys (Von Tobias Aufmkolk)

„Legenden um versunkene Städte gibt es zu Dutzenden in der Bretagne, doch keine ist so populär wie die um die sagenhafte Stadt Ys. An Prunk und Reichtum soll sie alles bisher Dagewesene in den Schatten gestellt haben. Die Bewohner von Ys lebten in Saus und Braus, Pferdeställe waren mit Marmor ausgekleidet, die Stadt blinkte und blitzte nur so vor Gold, Silber und Edelsteinen. Doch mit der Zeit verfielen die Einwohner in Hochmut und Dekadenz. Sie wurden unvorsichtig – allen voran Dahut, die Tochter des Königs Gradlon. Von ihrem Liebhaber verführt, stahl sie ihrem Vater den goldenen Schlüssel für die Pforten der Stadt. Doch der Liebhaber war niemand Geringeres als der Satan selbst. Er öffnete die Schleusentore der tief gelegenen Stadt und besiegelte ihr Schicksal. Mit Mann und Maus versank Ys in den Fluten des Meeres. Einzig König Gradlon konnte sich mit Unterstützung des Heiligen Gwénolé auf einem Pferd aus den Fluten retten. Opfern musste er dafür seine eigene Tochter Dahut. Diese hatte sich, als Gradlon an ihrem Palast vorbeiritt, auf den Rücken des Pferdes geschwungen. Doch erst als Gradlon die Sünde in Form seiner Tochter vom Pferd stieß, konnte er den Fluten entkommen. Die Stadt Ys wartet seitdem auf dem Meeresboden auf ihre Erlösung. Dies kann aber nur geschehen, wenn am Karfreitag in ihrer Hauptkirche eine Messe gelesen wird. Doch dazu müsste die Stadt erst einmal gefunden werden. Generationen von Historikern, Schatzsuchern und Esoterikern haben sich schon auf die Suche nach Ys gemacht. Gefunden hat sie bisher niemand. Doch es gibt einige Anhaltspunkte für eine versunkene Stadt vor der bretonischen Küste. Der Überlieferung nach soll Ys in der Bucht von Douarnenez im Westen der Bretagne gelegen haben. Hier hat eine Springflut im Jahr 1923 auf dem Grund der Bucht angeblich für eine kurze Zeit die Überreste einiger Bauten freigelegt. Verbrieft ist diese Aussage allerdings nicht, geschweige denn ausreichend dokumentiert. Doch ein bretonischer Forscher hat die Straßen aus der gallisch-römischen Antike genauer untersucht. Eine der Straßen läuft bei Douarnenez geradewegs ins Meer. Wissenschaftler bestätigen, dass der Meeresspiegel im Laufe der Zeit erheblich gestiegen ist. So könnte zu römischer Zeit oder noch früher wirklich eine Stadt in der Bucht existiert haben. 1965 wurden in 15 Metern Tiefe tatsächlich römische Ziegelscherben gefunden. Weitere Funde sind seitdem jedoch ausgeblieben.“ (Quelle: <https://www.planet-wissen.de/kultur/westeuropa/bretagne/pwimagischebretagnemaerchenundlegenden100.html> (auszugsweise))

booten gemeinsam zum Fischfang fuhren. Es gab mehrere Hundert Boote, die zugleich in See stachen und ihre zumeist mit Lohe rotbraun gefärbten Segel hissten. Die Mannschaften blieben unter Umständen, je nach Fangmöglichkeit, mehrere Tage auf See und lebten dann von einem Stück Brot, mitgenommenem Wasser und Beifang, der auf einem kleinen Kocher im Boot gegart wurde. Bei Sonne, Wind oder Regen schützte sie lediglich Segeltuch-Kleidung, Hose und weites Oberteil, die z. T., wie die Segel selbst, mit Baumharz wasserdicht gemacht worden waren. Der Fischfang wurde durch kärgliche Landwirtschaft (Kohl, Kartoffeln, Getreide) auf sehr kleinen Parzellen ergänzt.

Zu Wohlstand kam Douarnenez im 19. Jahrhundert, als die Erfindung der Konservendose den Verkauf von Fisch in entfernte Regionen erlaubte. Die wichtigste Rolle spielte hierbei die Sardine, auf deren Konserven es ein französisches Monopol gab. Bis zur Mitte des Jahrhunderts hatten sich in der Stadt 40 Fischfabriken angesiedelt, in denen hauptsächlich Frauen und Mädchen Arbeit fanden. Als um 1880 plötzlich die Sardinenschwärme ausblieben, führte dies zu einer Depression mit Armut und Massenarbeitslosigkeit. Die weibliche Bevölkerung versuchte, mit Klöppel- und Häkelarbeiten den Lebensunterhalt zu verdienen, andere spezialisierten sich auf die Jodgewin-

T 6: Eine verhängnisvolle Liebe: Tristan und Isolde. Neben der Legende um Ys ist Douarnenez auch Schauplatz einer bretonischen Liebesgeschichte, die Einzug in Literatur, Film und Oper gehalten hat: das Drama um Tristan und Isolde. Es handelt von dem jungen Ritter Tristan, der in Diensten seines Onkels Marke steht, des alternden König der Cornouaille im Westen der Bretagne. *„Nach einem Sieg Markes über die Iren soll Tristan stellvertretend für den König um die Hand der schönen irischen Königstochter Isolde anhalten. Diese zeigt sich aber wenig begeistert, die Frau eines alten Mannes zu werden. So gibt die Mutter Isoldes ihrer Tochter einen Liebestrank mit auf den Weg, der ihr die Ehe erträglicher machen soll. Versehentlich trinken jedoch Tristan und Isolde den Zaubertrank auf der Überfahrt in die Bretagne. Die dadurch entflammte Leidenschaft wird zum tragischen Schicksal für die beiden. Sie hintergehen Marke. Als dieser von dem Verrat erfährt, schwört er den beiden Rache. Über das Ende der tragischen Liebesgeschichte gibt es verschiedene Versionen. Eine Version besagt, dass Tristan und Isolde gemeinsam auf dem Scheiterhaufen sterben. Ein etwas poetischeres Ende beschreibt, dass Tristan dem Scheiterhaufen zwar entkommen kann, sich aber aus Verzweiflung über den Tod seiner Geliebten von den Klippen aus ins Meer stürzen will. Doch der Wind erfasst seinen Mantel und er wird sanft auf einer kleinen, der Küste vorgelagerten Insel abgesetzt. Dort stirbt er bald darauf aus Kummer über den Verlust Isoldes. Bei der Insel soll es sich um das etwa 450 Meter lange und 250 Meter breite Eiland vor Douarnenez handeln, das, in Anlehnung an die Sage, bis heute den Namen Île Tristan trägt.“* (Quelle: <https://www.planet-wissen.de/kultur/westeuropa/bretagne/pwiemagischebretagnemaerchenundlegenden100.html> (auszugsweise))

nung aus Algen zum Verkauf an pharmazeutische Fabriken in der Stadt. Mit neuen Fischereitechniken, größeren Booten und dank des Umstandes, dass nach 20 Jahren die Sardinenschwärme wieder die Küste aufsuchten, konnte sich die Fischereiindustrie erholen. Heute liegt Douarnenez auf Platz sechs der wichtigsten Fischereihäfen Frankreichs, wobei die Sardinenfischerei nach wie vor dominiert.

Unser Tagesprogramm galt indessen nicht der Stadt Douarnenez. Vielmehr war eine erste Wanderung auf dem GR 34 (dem bretonischen Zöllnerweg) geplant, die uns zu der legendären *Pointe du Raz* und der nicht minder spektakulären *Pointe du Van* führen sollte, die den Abschluss der Halbinsel Sizun bilden. Die schroffen Klippen, die hier mit einer Höhendifferenz von bis zu 100 Metern ins Meer vorspringen, sind eine der charakteristischen Eigenschaften der bretonischen Küste schlechthin und zählen zu den besonderen touristischen Anziehungspunkten. Sie sind nicht zuletzt Ausdruck einer geologischen Struktur, die den Aufbau des sogenannten Armorikanischen Massivs widerspiegelt und die im Folgenden kurz skizziert sei.

Das Armorikanische Massiv ist ein geologischer Grundpfeiler des Erdaltertums, der die westlichsten Teile der Normandie und des Loire-Gebiets, vor allem aber die Bretagne und die sie umgebenden Inseln prägt (Abb. 6). Zwei kristalline Sättel, die *Monts d'Arrée* im Norden und die *Montagnes Noires* im Süden, beide überwiegend aus Gneisen und Graniten aufgebaut, bilden die Leitlinien und laufen V-förmig auf die Westspitze der Bretagne zu. Zwischen ihnen befindet sich eine mit weicheren Gesteinen, überwiegend paläozoischen Schieferen gefüllte Mulde. Die unterschiedliche Widerständigkeit des Gesteins ist für das heutige Relief des Armorikanischen Massivs entscheidend. Die weicheren Schiefer wurden durch die Erosion stärker ausgeräumt,

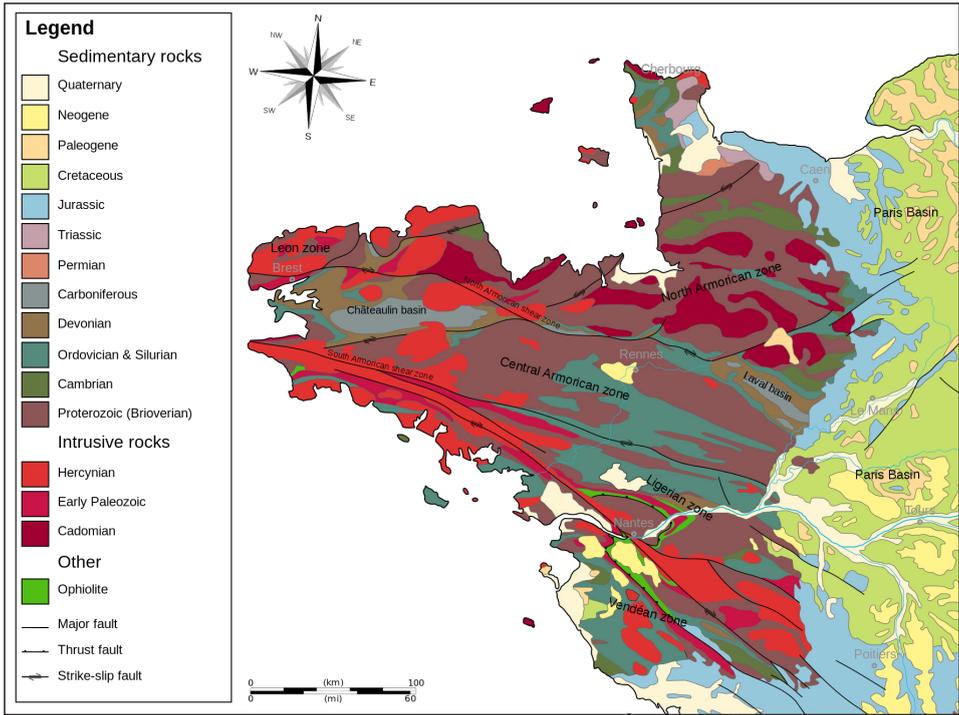


Abb. 6: Geologische Struktur der Bretagne (Quelle: © Woudloper, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Geologic_map_Armorican_Massif_EN.svg, CC BY-SA 3.0)

so dass die Beckenlandschaften der inneren Bretagne entstehen konnten (Becken von Châteaulin, Becken von Rennes). Demgegenüber blieben die härteren Granit- und Gneisschwellen im Norden und Süden als Höhenzüge erhalten, wenngleich auch sie heute nur an wenigen Stellen über das 300-Meter-Niveau herausragen.

Im Unterschied zum Zentralmassiv wurde das Armorikanische Massiv im Zuge der alpidischen Gebirgsbildung wesentlich weniger verändert. Durch die geringe Heraushebung ist das Massiv kaum in Schollen zerbrochen. Insofern sind die Landschaftsformen durch langgestreckte Härtlings- oder Rumpfstufen geprägt. Im Küstensaum ist der kristalline Sockel stark erosiv zerschnitten, wodurch das Meer im Zuge des postglazialen Meeresspiegelanstiegs teilweise weit in das Landesinnere vordringen konnte. Es liegt somit der Typ einer *Riasküste* (auch *Riaküste*) vor (vgl. Textfeld T 11, S. 33). Die gefluteten Unterläufe der Flusstäler (span. *ria*) werden in der Bretagne als *aber* bezeichnet. In diesen Einschnitten sind die Auswirkungen des Tidenhubes beträchtlich, zumal die Verjüngung der Täler zum Landesinneren hin eine Strömungsbeschleunigung bewirkt. Die Bucht des Mont-Saint-Michel im Winkel der Bretagne und der Halbinsel Cotentin besitzt mit bis zu 12,5 Metern Niveauunterschied den höchsten Tidenhub Europas. Unweit dieser Bucht wurde im Einschnitt (*aber*) der Rance bei Saint-Malo das erste (und einzige) Gezeitenkraftwerk Europas angelegt.

Auch die Brandung hat die Küstenbildung des Armorikanischen Massivs stark geprägt. Sie hat zahllose, teilweise sehr bizarre Klippen und Felsvorsprünge hervorgebracht, zwischen die sich immer wieder kleine Buchten einfügen. Diese sind heute eines der wichtigsten Attribute für den Badetourismus *familiärer Prägung*, wie er die Bretagne in vielen Bereichen noch kennzeichnet.

Der Beginn unserer Wanderung erfolgte unweit von Plogoff, einer Gemeinde, die seit den 1970er Jahren als ein Symbol des Kampfes gegen Kernkraftwerke gilt. Die dort geplante Anlage wurde durch langanhaltenden, nicht immer gewaltfreien Widerstand der lokalen Bevölkerung mit nationaler und internationaler Unterstützung verhindert. Überlagert wurde die Anti-Atomkraft-Thematik damals von anti-zentralistischen, auf eine Wiedererlangung der bretonischen Identität (Sprache, Kultur, politische Teilautonomie) gerichteten Tendenzen.

Anders als während der Exkursion 2001, als uns der Sturm auf der *Pointe du Raz* zum fluchtartigen Verlassen der Landspitze zwang, konnten wir diesmal bei guten Wetterbedingungen den ersten Teil unserer Wanderung durch die blühenden Ginstervegetation genießen. Im Vergleich zur damaligen Wanderung war auffällig, dass die Nutzung des Wanderwegs inzwischen strengen Regeln unterworfen ist. Die starke touristische Frequentierung hat offensichtlich strenge Umweltschutzmaßnahmen erfordert, um den hauptsächlich aus Heide und Ginster bestehenden Bewuchs wiederherzustellen bzw. zu schützen (Abb. 7).



Abb. 7: Wandern durch den blühenden Ginster an der *Pointe du Raz* (Foto: © H. Dany)

Ursprünglich war geplant, im Laufe des Vormittags den gesamten Weg bis zur *Pointe du Van* zu wandern, was sich jedoch aus Zeitgründen als illusorisch herausstellte. In Abänderung des Programms wurde ab der *Baie des Trépassés* nach einer kurzen Pause die Reststrecke zum vorgesehenen Picknickplatz auf der *Pointe du Van* per Bus zurückgelegt (was uns übrigens den schwierigsten Teil der Wanderstrecke ersparte). Als idealer Ort für das Picknick diente uns der Platz vor der in dieser Jahreszeit noch geschlossenen sog. *buvette* unweit des Parkplatzes, dessen Nutzung wir bereits ein Jahr zuvor mit dem Betreiber abgesprochen hatten. Das Ambiente war auch hier großartig, zumal uns inzwischen ein blauer Himmel beschert war und Dank der Spendenfreudigkeit der Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch ausreichend Rotwein zur Abrundung des Picknickangebots zur Verfügung stand. Ideale Voraussetzungen also für die Fortsetzung der Wanderung am Nachmittag bis zur *Pointe de Brézellec*, wo uns der Bus zur Rückfahrt nach Douarnenez erwartete. Die Wanderstrecke von rd. 15 Kilometern war eine gute Einstimmung auf das, was uns in den nächsten Tagen erwarten sollte.

Dienstag, 03.05: Fahrt nach Audierne. Um 9h30 Fährüberfahrt zur Île de Sein. Rundwanderung auf der Insel. Rückfähre um 16h00. (Tagestrecke 🚢 60 km)

Unter den vielen Risiken, mit der die Vorbereitungen dieser Exkursion belastet waren, gehörte der Besuch der Île de Sein zweifellos zu den gewagtesten. Zwar dauert die Überfahrt mit der Fähe von Audierne aus lediglich eine Stunde, sie gilt aber wegen der Strömungs- und Witterungsverhältnisse um die *Pointe du Raz* als eine der gefürchtetsten Fährverbindungen zwischen dem bretonischen Festland zu einer der vielen vorgelagerten Inseln schlechthin. Nicht von ungefähr bedeutet *raz* im Bretonischen etwa so viel wie *tückische Meeresströmung*, ein Wort, dessen Ursprung bereits im Wikingischen liegt und von dem auch das deutsche Wort *rasen* abgeleitet werden kann. Da eine verbindliche Buchung bereits mit drei Monaten Vorlauf erfolgen musste, war es nicht möglich, die Wetterbedingungen am Tag der Überfahrt abzusehen, es hätte also auch regnen und stürmen können, vergleichbar mit dem, was wir ja bereits bei unserer Exkursion 2001 auf der *Pointe du Raz* erlebt hatten – ein Albtraum im wahrsten Sinne des Wortes. Nicht von ungefähr werden in vielen Beschreibungen des Lebens auf der Île de Sein die Unwägbarkeiten des Wetters thematisiert, sei es bei Pierre Jakez-Hélias (*Île de Sein*, 1940) oder bei Henri Queffélec in seinem Bestseller *Un recteur de l'Île de Sein* (1941), der unter dem Titel *Gott braucht die Menschen* auch in deutscher Übersetzung vorliegt (vgl. Textfeld T 7).

Dass uns für den Besuch der Insel ein nahezu windstiller Tag mit absolut ruhiger See beschieden war, grenzt nahezu an ein Wunder. Beste Voraussetzungen also, um die flache Felseninsel mit ihren lediglich 250 Einwohnern (2019) zu erkunden. Sie ist nur knapp zwei Kilometer lang und misst an der schmalsten Stelle gerade einmal 100 Meter. An ihrem höchsten Punkt ragt die Insel nur sechs Meter über der Wasseroberfläche des Atlantischen Ozeans auf, mit der Konsequenz, dass sie den Naturgewalten

T 7: Leseprobe aus Henri Queffélec: *Gott braucht die Menschen**

„Jules Guichaoua verlor kostbare Zeit: er suchte mit dem Blick seinen Kameraden Mathieu – zögerte – fragte sich, ob er nicht doch noch versuchen sollte, die Barke zu retten. Das Getöse machte ihn taub, das viele Meerwasser, das er schluckte, mußte er erbrechen, nach Atem ringend riß er den Mund auf und bekam noch mehr davon in den Magen. Mit knapper Not entging er einer Sturzwelle, indem er, wie ein Kormoran emporschnellend, todesmutig senkrecht in sie eintauchte. Unter Wasser schürften ihm die Felsen die Brust wund, irgendeine Strömung riß ihn seitwärts, er vermochte, was geschah, nicht mehr klar zu erfassen, sondern wußte nur: da komm' ich nicht mehr raus. Auftauchend schwamm er auf ein Riff zu: nur atmen, nur einen Augenblick rasten! Aber noch während er emporklomm – der Felsen war ganz mit Miesmuscheln bedeckt, die ihm die Haut zerfetzten – erreichte die zweite Sturzwelle ihn nun doch. Sie drückte ihn grausam gegen die Muscheln und zerbrach ihm – so schien ihm – das rechte Bein. Mit der letzten Kraft seiner Hände allein zog er sich höher, das rechte Bein hing leblos herab, das linke zuckte in Krämpfen, denn nun näherte sich die dritte Sturzwelle wie ein bäumender Streithengst: hoch, streng und dräuend. Jules drückte sich platt an den Felsen, das Gesicht in den Muscheln, die Arme kreuzweise ausgespannt – diesmal verschonte ihn die Welle. Er wagte es nicht, den Kopf zu erheben. Die Flut stieg an – nicht immer würde sie sich damit begnügen, ihn mit Gischt zu bedecken, einmal würde sie kommen und ihn holen ...“

* Titel des Originals: *Un recteur de l'Île de Sein*. Paris 1941. (Quelle: <https://www.booklooker.de/Bücher/Henri-Queffélec+Gott-braucht-die-Menschen/id/A02iqFN501ZZU>, mit leichten Textänderungen)

schutzlos ausgeliefert ist und bei hoher Tide, namentlich bei Springflut, in weiten Teilen überschwemmt wird.

Trotz dieser Gefahr ist die Insel nachweislich schon seit prähistorischer Zeit bewohnt, wobei sich in den Berichten Tatsachen und Legenden sehr oft vermischen. Der römische Geograph Pomponius Mela beschreibt sie ausführlich in seinem Werk *De chorographia* (Kap. III.48) als Standort eines von neun zauberkundigen Priesterinnen betriebenen Orakels, eine Schilderung, die ihren Niederschlag in der Weltliteratur gefunden hat, indem sie im 12. Jahrhundert von Geoffrey von Monmouth in seiner *Vita Merlini* verwendet wurde, um die älteste ausführliche Schilderung der Insel Avalon der Artusliteratur mit einigen bunten Details auszuschnücken. Auch den Druiden, jener kultischen und geistigen Elite in der keltischen Gesellschaft und Mythologie, soll die Insel in ihrer frühen Geschichte als Zufluchtsort gedient haben.

Auch heute noch sind Beschreibungen der Insel oft mit einem ungewöhnlichen Pathos belegt, so etwa, wenn man die offizielle Webseite des bretonischen Tourismusverbandes konsultiert: „Die im Ozean gelegene Île de Sein verspricht unzählige Begegnungen. Die Begegnung mit sich selbst in den Schotterfeldern, die Begegnung mit der Natur in der vom Wind glattgebürsteten Heide, die Begegnung mit der Warmherzigkeit der Insulaner, die bei Sonnenschein vor ihren bunten Häusern entlang der Kais sitzen und die Besucher bei ihrer Ankunft der Insel begrüßen (...). Enez-Sun – so lautet ihre bretonische Bezeichnung – hat Charakter. Dieser von Wind und Wellen geprüfte, im gleißenden Sommerlicht badende Ort ist einmalig und außergewöhnlich, weit ab von Zeit und Welt. Die Bewohner sind so fest wie Napfschnecken mit ihrer Insel verbunden

und legen dabei eine erfreuliche Unabhängigkeit und großzügige Solidarität an den Tag. Die Überfahrt von Audierne führt entlang der Klippen von Cap-Sizun und zeigt Ihnen die *Pointe du Raz* aus einem neuen Blickwinkel. Sobald Sie den Fuß an Land gesetzt haben, werden Sie sich zunächst an den rosafarben, gelb oder bläulich verputzten Häusern am Quai des Pampolais erfreuen. Hinter manchen dieser farbigen Wände verbirgt sich ein typisches Bistrot, in dem man den Hummer mit den Fingern isst. Hinter dem Deich und der ersten Fassadenfront ducken sich die Häuser in verwinkelten Gassen, um sich vor dem Wind zu schützen. Einige dieser Gässchen sind nur 85 Zentimeter breit. Gerade genug für ein Holzfass! Jenseits des Hafens erstreckt sich die Heide bis zu sechs Meter hoch und wird manchmal von Springfluten überschwemmt. In dieser niederwüchsigen Vegetation findet man keine Bäume. Nur Steinmauern ragen empor, hinter denen sich kleine Anbauflächen verbergen. Der große Leuchtturm, der vor den durch die Erosion geschliffenen Felsen verankert ist, scheint auch über die bezaubernde Kapelle *St-Corentin* zu wachen. Sie beherbergte einst eine Heiligenstatue, deren Bischofsstab die Seeleute in die von ihnen gewünschte Windrichtung drehten.“ (Quelle: <https://www.bretagne-reisen.de/reiseziele/die-10-reiseziele/quimper-cornouaille/inssel-sein/>).

Vieles mag man während eines Rundgangs auf der Insel so oder ähnlich nachempfinden können. Auch einige Besonderheiten, die den Inselbewohnern gerne nachgesagt werden, finden in den Lebensbedingungen in dieser isolierten Welt, in der traditionell außer Fischfang nur eine sehr kärgliche landwirtschaftliche Nutzung möglich war, ihre Erklärung. Die kleinen, mit Steinwällen umfriedeten Ackerparzellen dokumentieren die Anstrengungen der *Sénans* (so die örtliche Bezeichnung der Inselbewohner), der rauen Natur eine Lebensgrundlage abzutrotzen. Der damit verbundene Stolz und die Heimatverbundenheit zählen zu den Charaktereigenschaften der Inselbewohner, die in der jüngeren Geschichte immer wieder ihren Niederschlag gefunden haben. So etwa am 18. Juni 1940, als Charles de Gaulle über BBC seinen berühmten Appell verlas, sich der Résistance anzuschließen. Zu diesem Zeitpunkt war die Île de Sein, anders als die übrige Bretagne, noch nicht von der deutschen Wehrmacht besetzt. Vom 19. bis 26. Juni legten alle männlichen Bewohner im wehrfähigen Alter, die im Zivilberuf Fischer waren, mit ihren Schiffen ab und schlossen sich den Streitkräften des Freien Frankreich an. Sie machten anfangs ein Viertel der *Forces Navales Françaises libres* („Freie Französische Marine“, kurz FNFL) aus und veranlassten de Gaulle zu der Bemerkung: „Die Insel Sein ist ein Viertel Frankreichs“. Das auf der *Pointe du Menei* im Norden der Insel errichtete Monument zu ihren Ehren wurde 1960 persönlich von General de Gaulle eingeweiht.

Unser Inselrundgang dürfte unter den Inselbewohnern einiges Erstaunen ausgelöst haben, nicht nur wegen der Gruppengröße, sondern weil wir auch an diesem Tag nicht auf unser Mittagspicknick verzichten wollten, abgesehen davon, dass es die gastronomische Infrastruktur des Ortes kaum ermöglicht hätte, eine Gruppe dieser Kapazität zu versorgen. Insofern leistete der „Bollerwagen“ erneut gute Dienste, allerdings musste er voll gepackt bis zu unserem Picknickplatz am anderen Ende der Insel gezo-



Abb. 8: Der große Leuchtturm in einem Meer von Strand-Grasnelken (*Armeria maritima*) auf der Île de Sein
(Foto: © D. Merte)

gen werden. Unweit des 1951 errichteten großen Leuchtturms (Abb. 8), in dessen Inneren sich ein Kraftwerk und eine Meerentsalzungsanlage zur Versorgung der Insel befinden, fanden wir nahe der *Chapelle Saint-Corentin* einen idealen Platz für unsere Mittagsrast (Abb. 9). Leider war die Kapelle verschlossen, so dass wir der berühmten Heiligenstatue mit dem magischen Bischofsstab keinen Besuch abstatten konnten.

Stattdessen nutzten wir die Zeit nach dem



Abb. 9: Île de Sein – Picknick an der *Chapelle Saint-Corentin* (Foto: © W. Simon)

Picknick für einen Rundgang durch den Westteil der Insel, in dem noch einige Relikte auf die ehemalige Nutzung der Algenbestände zur Jodgewinnung verweisen. In einem etwas ausführlicheren Diskurs erläuterte Burkhard Büdel, dass die Nutzung von Meeressalgen bereits auf eine lange Geschichte verweist. Nachdem Meeressalgen als Nahrungsmittel in Ostasien schon frühzeitig verwendet wurden, begann ihre industrielle Verwertung in Westeuropa im 17. Jahrhundert. Zunächst produzierte man in Frankreich aus der Asche verschiedener Arten von Brauntang (= engl. *kelp*, ein Begriff, der später auf die Vertreter der Ordnungen Laminariales und Fucales übertragen wurde) Pottasche (Kaliumcarbonat + Kaliumsulfat) und Soda (Natriumcarbonat) für die Glas- und Seifenindustrie. Auf dem Höhepunkt dieser Pottasche-Industrie um 1800 wurden an den Küsten der Normandie, der Bretagne, von Schottland und Norwegen sowie auf den Orkneys und Hebriden jährlich bis zu 400.000 Tonnen Frischgewicht an Algen am Strand verbrannt, etwa die Hälfte der Menge, die man heute zur Gewinnung der Phykokolloide einsetzt. Die Herstellung von Soda nach dem Le-Blanc-Verfahren beendete dann die Pottasche-Gewinnung aus Meeressalgen etwa um 1810. Die Algenfischer wurden jedoch nicht brotlos, denn 1811 entdeckte der französische Seifensieder Courtois in Brauntangen das Jod (Aschengehalt von 0,1-1 %), welches in der Folge vorwiegend aus Algen gewonnen wurde. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verarbeitete man zur Gewinnung von Jod die größte je gewonnene Menge an Meeressalgen (frz. *goémon*), und zwar mit einer Jahresernte von etwa 3 Millionen Tonnen Frischgewicht an Brauntangen, die vor allem in Westeuropa und Japan an den Küsten gesammelt wurden. Aber nach 1870 und endgültig in den 1930er Jahren kam auch diese Industrie weitgehend zum Erliegen, weil andere Jodquellen wie der Chilesalpeter erschlossen wurden. Auch für die Île de Sein bedeutete diese Entwicklung den Verlust einer wichtigen Einnahmequelle.

Nach diesem wissenschaftlichen Exkurs verblieb noch etwas Zeit für individuelle Beobachtungen. Am bemerkenswertesten mag dabei gewesen sein, was man auf der Insel nicht sehen kann: keine spielenden Kinder, keine Schule, kein Verkehrslärm, keine Betriebsamkeit. Die Probleme der verbliebenen 250 Sénans (1960 waren es noch rd. 1100) sind offensichtlich und nicht unbedingt ein gutes Omen für die Zukunft. Mit diesen Eindrücken verließen wir am Spätnachmittag die Insel, nunmehr bei so idealen Wetterbedingungen, dass vom Oberdeck aus noch einmal das ganze Insel- und Küstenpanorama genossen werden konnte.

Mittwoch, 04.05.: Fahrt zur Halbinsel Crozon mit Abstecher zur *Pointe des Espagnols*. Von Camaret-sur-Mer aus Wanderung auf GR 34 zur *Pointe de Pen Hir*. (🚶 10 km) (Quartierwechsel nach Cap Coz-Fouesnant, 5 Übernachtungen im *Hôtel Garrigaë*) (Tagesstrecke 🚗 190 km)

„Wie ein gewaltiges Kreuz ragt die Halbinsel von Crozon weit ins Meer hinein. Sie ist Teil des Regionalen Naturpark Armorique (*Parc naturel régional d'Armorique*), dem bisher einzigen Naturpark in der Bretagne. Im Zentrum dieses Parks befindet sich der

330 m hohe Ménez-Hom, von wo sich bei klarer Sicht ein schöner Ausblick nach Westen über die Halbinsel Crozon und auf das Mer d'Iroise, nach Norden über die Reede von Brest (frz. Rade de Brest) bis nach Brest und nach Südwesten über die Bucht von Douarnenez bietet. Die Küste ist buchtenreich und besitzt zahlreiche Steilküsten von oft mehr als 100 Metern Höhe. Neben der höchsten Steilküste am Cap de la Chèvre wechseln sich zahlreiche weitere Felsklippen mit langen Sandstränden ab. Die Pointe de Pen Hir in der Nähe von Camaret-sur-Mer oder die Pointe de Dinan westlich von Crozon bilden bizarre Felsbastionen. Die Steilküsten weisen viele Grotten auf, so unter anderem die Grotten von Morgat.“

Diese Beschreibung skizziert in den Grundzügen unser Tagesprogramm, wobei uns leider der auf dem Gipfel des Ménez-Hom geplante landschaftliche Überblick versagt blieb. Von dichten Nebelschwaden eingehüllt wurde der Versuch gar nicht erst unternommen, er wäre aussichtslos gewesen, im wahrsten Sinne des Wortes. So wurde die Fahrt direkt zur Halbinsel von Roscanvel fortgesetzt, die aufgrund ihrer strategischen Lage an der engsten Stelle des *Goulet de Brest*, dem Eingang zur Reede von Brest, schon seit dem ausgehenden Mittelalter eine wichtige militärische Rolle spielt. Untrüglicher Hinweis darauf ist die Vielzahl von historischen Geschützstellungen und Forts, die die Halbinsel säumen, und auch heute ist das Militär noch einer der wichtigsten Arbeitgeber der Halbinsel.

Aus gutem Grund: Bei der Reede von Brest (frz. *Rade de Brest*) handelt es sich um den größten Naturhafen Frankreichs, der seit dem Ausbau von Brest zum bedeutendsten atlantischen Marinestützpunkt unter Ludwig XIV. den größten Teil der französischen Militärflotte beherbergt. Allerdings bedeutete dies lediglich den Anfang einer militärischen Entwicklung, die sich über die Jahrhunderte hinweg fortsetzte. Besondere Bedeutung erlangte Brest während des Zweiten Weltkriegs, als während der deutschen Besatzungszeit hier die U-Boot-Basis für die im Atlantik operierenden U-Boote der deutschen Marine bestand. Auch die heutige französische U-Boot-Flotte operiert teilweise von diesem Standort aus.

Einen guten Eindruck von der militärischen Bedeutung der Bucht von Brest konnten wir uns von der *Pointe des Espagnols* aus verschaffen, die den südlichen Eckpfeiler am Zugang zur Reede von Brest markiert. Die strategische Bedeutung dieser Passage wird in der Vielzahl der Bunker, Bastionen, Graben- und Verteidigungssysteme deutlich, die die westliche Spitze der Halbinsel Crozon insgesamt kennzeichnen, einschließlich der Stadt Camaret-sur-Mer mit dem berühmten Tour Vauban, einem Verteidigungsturm aus dem 17. Jahrhundert, der in seiner ursprünglichen Form erhalten und zum Wahrzeichen der Stadt geworden ist (Abb. 10). Der sechseckige Turm steht auf einer kleinen, dem Ort vorgelagerten Halbinsel und hat bei 18 Metern Höhe vier Stockwerke. Er wurde ab 1683 von Vauban geplant und von 1693 bis 1697 unter der Leitung von Jean-Pierre Traverse erbaut. Zweck des Baus war es, die Reede von Brest vor einem möglichen Angriff zu schützen. Hierzu verfügte der Turm über elf Kanonen, einen Kanonenkugelfofen und eine halbkreisförmige Schutzmauer. 1694 spielte



Abb. 10: Der *Tour Vauban* in Camaret-sur-Mer (Foto: © D. Merte)

der Turm eine wichtige Rolle bei der erfolgreichen Abwehr eines Invasionsversuches von englischen und niederländischen Einheiten. Seit 1907 wird der Turm als Bau- denkmals geführt. Seit 2008 ist er, zusammen mit anderen Festungsanlagen von Vauban, Teil des UNESCO-Weltkulturerbes.

Der Hafen von Camaret-sur-Mer befindet sich in einer natürlichen Bucht, die im Osten von der *Pointe Sainte-Barbe* und im Westen von der *Pointe du Grand Gouin* umgeben sowie von einer 1815 gebauten Wehrmauer geschützt wird. Abgesehen von der ursprünglichen militärischen Bedeutung handelte es sich bei Camaret-sur-Mer in der Vergangenheit in erster Linie um einen Fischereihafen, der für den Fang von Hummern und Langusten bekannt war. Bis zur Schließung des Hafens 1994 legten die Trawler am heutigen Kai Gustave Toudouze an, wo sich inzwischen auf den Freiterrassen der Restaurants die Touristen tummeln. Dagegen verrotten die alten Fangschiffe auf dem Schiffsfriedhof (*Cimetière de Bateaux Le Sillon*), der sich unweit der Kapelle Notre-Dame-de-Rocamadour befindet. Das Hafenbecken selbst ist längst zum Anlegeplatz von Motorjachten und Sportbooten geworden, die den Bedeutungswandel Camarets zu einem Hotspot des Tourismus erkennen lassen.

Zwischen dem Schiffsfriedhof und dem *Tour Vauban* befindet sich mit der Kapelle *Notre-Dame-de-Rocamadour* eine ehemalige Seemannskirche, um die sich einige Legenden ranken. Sie wurde zwischen 1610 und 1683 erbaut, mit einigen Bauteilen, die bereits auf das Jahr 1527 datiert werden konnten. Einer Legende zufolge wurde der 1694 während einer Schlacht durch einen Kanonenbeschuss enthauptete Kirchturm nie wieder aufgebaut, in Erinnerung daran, dass die Kanonenkugel von der Kapelle zu dem angreifenden Schiff zurückgeprallt sei, das daraufhin versank. Bei einem Brand im Jahre 1910 wurde der Kirchenbau weitgehend zerstört. Lediglich die Außenmauern und der Glockenturm blieben verschont. Der Wiederaufbau in Form eines getäfelten blauen Schiffsrumpfes erfolgte bereits ein Jahr später im Gedenken an die vielen Opfer, die das Meer den Bewohnern des Ortes im Verlauf seiner Geschichte abgefordert hat. Viele Geschenke und Votivgaben der Bevölkerung zieren das Innere

der Kirche, nicht wenige davon stammen von den Überlebenden der Schiffsunfälle, die von jeher ein trauriger Teil der lokalen Geschichte sind.

Während unseres Rundgangs um das Hafenbecken war das „Küchenteam“ in einem kleinen Parkgelände oberhalb des Strands (*Plage du Corréjou*) mit dem Aufbau des mittäglichen Picknicks beschäftigt, dem wir uns somit ohne Zeitverlust widmen konnten – bei abermals idealen Wetterbedingungen und unmittelbar am GR 34 gelegen, dem wir auf der für den Nachmittag vorgesehenen Wanderung zur Pointe de Pen Hir ohnehin folgen wollten. Es handelt sich hierbei um einen besonders attraktiven Abschnitt des Zöllnerwegs aufgrund der wilden Zerklüftung der Steilküste, die von vielen Alpinisten gerne als Übungsgelände genutzt wird. Gleichzeitig ist es ein Abschnitt, auf dem der Zweite Weltkrieg mit einer Vielzahl von Ruinen von militärischen Verteidigungsanlagen (Geschützstellungen, Bunker, Beobachtungsposten etc.) seine martialischen Spuren hinterlassen hat, einschließlich der unzähligen und teilweise bis heute nicht gesicherten Bombentrichter, die die Intensität der Kampfhandlungen an diesem Ort bis heute dokumentieren. Im Fort Kerbronn, das zwischen 1942 und 1944 von der deutschen Wehrmacht zur Kontrolle und Verteidigung der Zufahrt zur Reede von Brest ausgebaut wurde, befindet sich heute das Museum der Atlantikschlacht (*Mémorial de la Bataille de l'Atlantique*), bei der 45.000 Seeleute aller Nationen ihr Leben ließen, unter ihnen viele Bretonen, denen im *Monument aux Bretons de la France Libre* nahe der Landspitze von Pen Hir ein eigenes Denkmal gesetzt wurde.

Aber nicht nur Spuren des Zweiten Weltkriegs kennzeichnen diesen Küstenabschnitt. In den *Alignements de Lagatjar* (Abb. 11) muss das Rad der Zeit um einige Jahrtausende zurückgedreht werden, um dieses Phänomen zu erklären. Die Crozon-Halbinsel war einer jener Orte, an denen schon vorgeschichtliche Menschen ihre Hei-



Abb. 11: Die *Alignements de Lagatjar* bei Camaret-sur-Mer (Foto: © H. Dany)

ligtümer errichteten, von denen aber oft leider nach jahrhundertelangen Plünderungen nur noch die Reste stehen. Hierzu zählen in exponierter Weise die Steinreihen von Lagatjar, die ursprünglich bis zu 400 Steine umfasst haben sollen. Viele der umgestürzten Steine aus weißem Quarzit wurden im Jahr 1928 wieder aufgerichtet, so dass die Reihen heute wieder aus 72 Menhiren bestehen. Die längste Reihe misst 42 Steine und ist etwa 200 Meter lang. An ihrem nordöstlichen Ende beginnt eine Reihe mit 13, im Südwesten liegt die dritte Reihe mit 17 großen Menhiren. Die Steinreihen von Lagatjar erreichen zwar bei weitem nicht die Dimensionen der Megalithfelder von Carnac, gleichwohl zählen sie zu den bedeutendsten Zeugnissen im sog. westeuropäischen Kulturkreis (vgl. Textfeld T 8), dessen Höhepunkt in der wissenschaftlichen Literatur in das 4./3. vorchristliche Jahrtausend datiert wird.

Unsere Wanderung an diesem Tag war also reichlich gespickt mit Hinweisen auf die historische Vergangenheit. Sie endete an der *Pointe de Pen Hir*, von wo wir wegen der phantastischen Fernsicht an diesem Tag nicht nur die Konturen der *Pointe du Raz*, sondern sogar den großen Leuchtturm auf der Île de Sein erkennen konnten. Erin-

T 8: Rätselhafte Megalithkultur. Überall in Europa findet man Zeugnisse der Megalithkultur (griechisch: mega = groß, lithos = Stein), doch nirgendwo sind sie so konzentriert wie in der Bretagne. Bis heute ist unklar, warum die Menschen um 5000 vor Christus plötzlich riesige Bauwerke aus Stein errichteten, da sie weder schriftliche Zeugnisse noch nennenswerte Siedlungsspuren hinterlassen haben. Vor allem die Grabanlagen geben Aufschluss darüber, auf welch hohem technischen Stand die Menschen in der Jungsteinzeit bereits waren. Während die großen *Cairns* für Gemeinschaftsbegräbnisse genutzt wurden, waren die kleineren *Dolmen* (bretonisch: dol = Tisch, men = Stein) meist Einzelgrabstätten. Sie bestehen in der Regel aus senkrecht stehenden Steinplatten, auf denen eine oder mehrere große Platten aufliegen.

Wesentlich rätselhafter sind die Steinreihen (*Alignements*), die jedem Asterix-Leser bekannt sein dürften, auch wenn zur Zeit von Asterix, Obelix und Cäsar (um 50 vor Christus) die Megalithkultur schon lange untergegangen war. Wahr ist jedoch, dass man überall in der Bretagne auf Hinkelsteine trifft, die lokal als Menhire bezeichnet werden (bretonisch: men = Stein; hir = groß). Sie finden sich nirgendwo so konzentriert wie in Carnac an der bretonischen Südküste bei Quibéron, mehr als 2800 Steine, die hier im 3. Jahrtausend vor Christus in kilometerlangen parallelen Reihen angeordnet aufgestellt wurden. Carnac gehört, neben dem englischen Stonehenge, zu den bekanntesten Bauten aus der Megalithkultur überhaupt, ist jedoch nur der Superlativ unter den Tausenden von Zeugnissen, die im megalithischen Kulturkreis erhalten sind.

Hinsichtlich der Deutungsversuche fehlt es nicht an Legenden und Mythen. So halten sich teilweise bis in unsere Zeit im Volksglauben Gerüchte, dass nur Riesen, Zauberer, Hexen oder der Teufel die Steine hätten aufrichten können. Auch Römer, Wikinger, keltische Druiden, die Bewohner von Atlantis oder Außerirdische wurden gelegentlich als Erbauer in Betracht gezogen. Bei den Steinreihen von Carnac hält sich hartnäckig die Theorie von einer astronomischen Bedeutung der Anlage. Andere Wissenschaftler gehen von simplen Grenzmarkierungen aus. Der französische Geograph P. Flatrès glaubt nachgewiesen zu haben, dass die *Alignements* in ihrer Ausrichtung die Grundlage eines Vermessungssystems gewesen sind, das die ganze Bretagne überzieht und das in der Ausrichtung vieler Wege- und sogar der Heckensysteme (also im *Bocage*) seinen Niederschlag gefunden hat.

(Quelle: <https://www.planet-wissen.de/kultur/westeuropa/bretagne/pwiediamegalithkulturraet-selhaftegrosssteine100.html> (stark gekürzt, teilweise leicht verändert))

nerungen an die letzten Tage also, gleichzeitig ein wenig Abschied, denn an diesem Tag erwartete uns noch ein Quartierwechsel an die Südküste der bretonischen Halbinsel nach Cap Coz-Fouesnant an der sog. „bretonischen Riviera“, was schon von der Bezeichnung her erwarten ließ, dass sich die Landschaftseindrücke in den nächsten Tagen verändern würden. Erstes positives Omen bei der Ankunft: der Parkplatz für den Bus war diesmal ordnungsgemäß reserviert und leicht zugänglich!

Donnerstag, 05.05.: Fahrt nach Pont-l'Abbé (Rundgang über den Wochenmarkt). Wanderung auf GR 34 nach Loctudy (🚶 10 km, teilweise auf ehemaligem Treidelpfad). **Picknick am Port de Loctudy. Nachmittags: Mit Bus weiter nach Concarneau und zurück nach Cap-Coz.** (Tagesstrecke 🚗 100 km)

Mit dem Quartierwechsel nach Cap Coz hatten wir unseren Standort in das Zentrum der Cornouaille (bretonisch: *Kerne* bzw. *Bro Gerne*) verlagert, jener historischen Landschaft im Westen der Bretagne, die im frühen Mittelalter (6. Jahrhundert) ein eigenständiges Königreich und später ein Teil des Herzogtums der Bretagne war. Etymologisch ist die Bezeichnung verwandt mit der englischen Grafschaft Cornwall, die in Frankreich ebenfalls Cornouailles (im Plural) genannt wird.

Innerhalb dieser historischen Landschaft verdient Pont-l'Abbé besondere Aufmerksamkeit, jener Ort, der von Guy de Maupassant einmal als der „*bretonischste aller Orte der traditionellen Bretagne*“ bezeichnet worden ist, ein Ausspruch, der sich möglicherweise mehr auf die Charaktereigenschaften seiner Bewohner als auf den Ort selbst bezogen hat (vgl. Textfeld T 10). Hierfür gäbe es beim Blick in die Geschichte gute Gründe, etwa auf das Jahr 1675, als auf Befehl Ludwigs XIV. der Glockenturm der Kirche von *St.-Jacques de Lambour* „enthauptet“ wurde, um die Stadt wegen ihres Widerstands gegen die geplante Stempelsteuer zu bestrafen (vgl. Textfeld T 9), nachdem die gefürchteten „Rotkappen“ (*bonnets rouges*) kurzerhand die mittelalterliche Burganlage in Brand gesetzt hatten (vgl. auch Anhang 1, S. 56).

T 9: Die Aufstände gegen die neue Steuer auf Stempelpapier (*Révoltes du papier timbré*) waren eine Reihe von Revolten gegen die Fiskalpolitik des Ancien Régime unter Ludwig XIV. mit Schwerpunkten in der Bretagne und in Aquitanien. Die Revolte hatte mehrere Herde, besonders in der Cornouaille. So erhob sich z.B. am 23. Juni 1675 eine Gruppe von Gemeindegliedern in der Kirche *Saint-Tugdual* von Combrit. Sie plünderten das Herrenhaus des Seigneurs von Le Cosquer und verletzten ihn tödlich. Wenig später begannen die Bewohner von vierzehn Gemeinden des Bigoudenlands, alle Akten zu vernichten, die die Privilegien der Seigneurs hinterlegten. Der *Code paysan*, der wahrscheinlich am 2. Juli 1675 in der Kapelle *Notre-Dame-de-Tréminou* in Plomeur erstellt wurde, fand seinen Ursprung in ihren Forderungen. Der Herzog von Chaulnes sprach in einem Schreiben an Colbert von der „*Brutalität der Leute*“, gab aber zu, dass die Seigneurs die Bauern schwer belasten. Die Schlösser und die Amtsstuben des gestempelten Papiers oder der Steuer auf Getränke wurden belagert und geplündert, die Adelligen angegriffen und getötet. Einige Aufständische trugen dabei die für die Region typischen roten Mützen (*bonnets rouges*), von daher auch die Bezeichnung „Revolte der Rotmützen“. (Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Aufstände_gegen_die_neue_Steuer_auf_Stempelpapier)

T 10: Das pays bigoudin. Die historische Landschaft Cornouaille reichte von der Pointe du Raz im äußersten Nordwesten bis nach Quimperlé im Südosten. Im Norden grenzte sie an das Hinterland von Brest, im Süden an den Atlantik. Der westliche Teil der Cornouaille wird als Pays Bigouden bezeichnet, dessen Zentrum der alte Markort Pont-l'Abbé ist. Namensgebend für diesen Teil der Cornouaille war die außergewöhnliche Kopfhaube der weiblichen Bevölkerung, die *Coiffe Bigoudène*. Angeblich war es ein stummer Protest gegen die willkürliche Verfolgung nach dem Aufstand gegen die Papiersteuer 1675 durch Ludwig XIV. Der ließ damals als Mahnung u.a. zahlreiche Kirchtürme des Pays Bigouden niederreißen. Als Symbole des Protests sollten die Hauben entsprechende Zeichen setzen. Einst war dieser Landstrich sehr wohlhabend und erstreckte sich über die Halbinsel Penmarch zwischen den Ufern des Odet und des Goyen bis zur Bucht von Audierne. Selbst unter den Bretonen führten die Bigoudins stets ein Eigenleben: „Hebken“ – „So sind wir und so bleiben wir“ war ihr Lebensmotto.



Die Coiffe Bigoudène – Protest gegen das Abreißen der Kirchtürme unter Ludwig XIV.
(Quelle: <https://www.camping-finistere-bretagne.fr/de/Camping-les-genets/Aux-alentours/>)

Vor den Ruinen der Kirche begann unsere Tageswanderung, die uns zunächst über die überbaute historische Brücke am Stadteingang (sie war namensgebend für die Stadt und ist heute eine der nur sieben erhaltenen Brücken dieser Art in ganz Frankreich) in das Stadtzentrum führte und die mit dem Besuch des Wochenmarktes gleich eine längere Unterbrechung erfuhr. Der Donnerstagsmarkt von Pont-l'Abbé zählte schon traditionell zu den bedeutendsten Märkten der Cornouaille, was sich auch während unseres Besuchs bestätigte. Dabei ist festzuhalten, dass der wöchentliche Markt-

besuch in Frankreich allgemein einen hohen Stellenwert hat. Das Phänomen ist in zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen untersucht worden, wobei immer wieder die besondere soziale Bedeutung des Marktgeschehens hervorgehoben wird. So sieht z. B. der Straßburger Geograph G. WACKERMANN (1982) darin einen Ausdruck des französischen Wesens schlechthin, eine Form der wirtschaftlichen und sozialen Kommunikation, die der sog. *sociabilité* (etwa „Gesellschaftlichkeit“) der Franzosen entspricht, wie es E. R. CURTIUS (1930) einmal formuliert hat.

Allein die Dimension des Marktgeländes in Pont-l'Abbé weist auf dessen überregionale Bedeutung hin. Diese ist schon historisch vorgegeben, nicht zuletzt dadurch begründet, dass sich der Ort in einer geschützten Lage im Landesinnern befindet, gleichzeitig aber mit dem *Rivière de Pont-l'Abbé* über eine Anbindung an das offene Meer verfügt. Eine besondere Bedeutung hatte dabei traditionell der Kartoffelmarkt, auf dem die Bauern der Umgebung ihre Produkte anboten, die von hier nach Loctudy und von dort zum großen Teil nach England und Wales exportiert wurden. Der mit der historischen Handelsfunktion verbundene Wohlstand spiegelt sich auch im Stadtbild von Pont-l'Abbé wider, das durch eine bemerkenswerte Anzahl reicher Bürger- und Patrizierhäuser aus dem 16./17. Jahrhundert geprägt ist.

Nach einem etwa einstündigen Bummel durch die Marktstände begann dann unsere eigentliche Wanderung, die in einem ersten Abschnitt zunächst entlang des *Rivière de Pont-l'Abbé* führte. Bei diesem ca. 10 Kilometer langen Meeresarm (*Ria* bzw. *Aber*, vgl. Textfeld T 11) handelt es sich um einen Einschnitt, der voll dem Gezeitenwechsel unterliegt und in dem sich aus diesem Grund in Verlauf der Geschichte interessante Nutzungsformen entwickelt haben.

So befindet sich im Hafbereich von Pont-l'Abbé eine ehemalige Gezeitenmühle (seltener auch *Tide(n)mühle* oder *Flutmühle* genannt), die, wie alle Mühlen dieses Typs, traditionell mittels Ebbe und Flut angetrieben wurde. Gezeitenmühlen lagen gewöhnlich in den Mündungen von Tideflüssen, weit genug vom Meer entfernt, um

negative Einflüsse des Wellengangs zu vermeiden, und nahe genug, um den Tidenhub zu nutzen. Durch einen Damm mit einer Schleuse wurde überflutetes Gebiet, eine Flussmündung oder ein Teil eines Ästuars zu einem Staubecken *umfunktioniert*. Die Flut strömt durch die Schleuse, welche sich automatisch bei ablaufendem Wasser schließt, in den Mühlenweiher. Bei niedrigem Wasserstand kann man das aufgestaute Wasser über das

T 11: Die *Ria* ist ein Küstentyp mit schmalen und langen, tief in das Land eindringenden Meeresarmen. Im Gegensatz zu Fjorden und Förden wurden *Rias* nicht durch Gletscher gebildet. Vielmehr handelt es sich um *ertrunkene* Flussmündungen durch glazialeustatischen Meeresspiegelanstieg. Sie haben daher meist flachere Küstenverläufe und geringere Buchttiefen als Fjorde. Unverzweigte Einschnitte werden auch monofluviale, verzweigte polyfluviale *Rias* genannt. Die meisten *Rias* finden sich an der nord- und westspanischen Atlantikküste, in der Bretagne (dort *Aber* genannt), in Wales und in Irland. (Quelle: <https://www.spektrum.de/lexikon/geographie/ria/6701> (verändert))

Mühlrad zurückströmen lassen. Im frühen Mittelalter wurden Gezeitenmühlen vorwiegend zum Mahlen von Getreide oder Gewürzen, später auch als Antrieb für Hammer- und Sägewerke in der Papier- und Stoffindustrie genutzt. Aufgrund der Küstenstruktur und der Tidenintensität war ihre Verbreitung in der Bretagne sehr bedeutend (ehemals über 2000), mit rd. 70 Mühlen, die bis heute erhalten sind, wobei sie inzwischen vorwiegend musealen Zwecken dienen.

Eine zweite historische Funktion unseres Wanderwegs wurde an mehreren Informationstafeln erläutert. Entlang des *Rivière de Pont-l'Abbé* verläuft der sog. *Chemin de halage*, ein ehemaliger Treidelweg, der dazu diente, Schiffe von Hand oder von Tieren flussaufwärts zu ziehen. Die besondere Schwierigkeit des Treidelns auf diesem Meereseinschnitt ergab sich aufgrund des Tidengangs, wobei nicht nur der normale Wechsel zwischen Ebbe und Flut eine Rolle spielte (Tidenkurve), sondern auch der unterschiedliche Tidenhub (Springtide, Nipptide) in Abhängigkeit von den Mondphasen. So konnte Pont-l'Abbé zwar nicht regelmäßig über den Meeresarm erreicht werden, gleichwohl konnten die Waren hier per Schiff meistens leichter transportiert werden als über Land.

Heute ist der ehemalige Treidelweg Teil des Zöllnerwegs GR 34, auf dem man nach ca. zweistündiger Wanderung Loctudy, die ehemalige „Kartoffelhauptstadt“ der Cornouaille erreicht. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich der Hafen von Loctudy zum bedeutendsten Exporthafen für Kartoffeln nach England und Wales. Auf der Rückfahrt waren die „Kartoffelschiffe“ mit Kohle aus Newport beladen. Gleichzeitig stellte er bis in die 1960er Jahre den wichtigsten Fischereihafen Frankreichs für Hummern und Langusten dar, wobei der Verzehr einer „*demoiselle de Loctudy*“ für Langustenliebhaber zu den besonderen gastronomischen Freuden zählte. Die tägliche Rückkehr der Trawler und die lebhaften Versteigerungen zählten zu den Attraktionen des Ortes, die sich im Zeitalter des Tourismus großer Beliebtheit erfreuten (heute noch in abgeschwächter Form in Le Guilvinec zu beobachten). Sowohl der Kartoffelhandel als auch die Fischerei haben in Loctudy allerdings einen dramatischen Niedergang erfahren, der heute nur teilweise durch den Tourismus kompensiert wird.

Von diesem Wandel konnten wir uns am Ende unserer Wanderung überzeugen. Zwar sind im Hafengelände von Loctudy noch einige alte Hafengebäude erhalten, ihre Funktion hat sich aber offensichtlich gewandelt. Auch hier haben, wie schon in Camaret, längst die alten Fischereitrawler den touristischen Booten Platz gemacht, für die mit der Neuanlage des Yachthafens (*Port de Plaisance*) und einhergehend mit der Ausweitung auch der Funktionswandel dokumentiert wird. Die damit verbundene touristische Ausstattung des Hafengeländes mit Bänken, Grünflächen etc. bot ideale Voraussetzungen für unser Mittagsspicknick, das wir allerdings an diesem Tag erst mit reichlicher Verspätung genießen konnten, da der Marktbesuch in Pont-l'Abbé und die vielen Besprechungsstopps im Laufe des Vormittags unseren Zeitplan doch erheblich durcheinandergebracht hatten.

So blieb am Nachmittag nur noch wenig Zeit für den Besuch von Concarneau, wegen seiner berühmten *Ville Close* einer der meistbesuchten Orte der Bretagne. Die *Ville Close* wurde einst als Inselfestung im Hafen von Concarneau errichtet (Abb. 12). Trotz der Lage hielt die befestigte Anlage nicht allen Angriffen stand. Vor allem in den Konflikten um die Zugehörigkeit der Bretagne zu Frankreich und in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts wechselten die Fahnen auf den Türmen mehrfach die Farbe. Eine Zeit lang galt die *Ville Close* zudem als gefürchteter Rückzugsort für Diebe und Seeräuber. Noch heute erreicht man das Viertel nur über eine schmale Fußgängerbrücke, die auch wir nutzten, um uns rasch in den Souvenirläden oder den Konsumtempeln zu verlieren.



Abb. 12: Die *Ville Close* von Concarneau mit ihren Befestigungsmauern (Quelle: © H. Dany)

Aber auch außerhalb der dicken Granitbefestigungen gab es begehrte Besichtigungspunkte, zumindest für die Liebhaber der belletristischen Unterhaltungsliteratur. So ist Concarneau z. B. Schauplatz mehrerer Romane von Georges Simenon. Sowohl der 1931 erschienene Krimi *Maigret und der gelbe Hund* (Originaltitel *Le chien jaune*) als auch der Roman *Die bösen Schwestern von Concarneau* (Originaltitel *Les Demoiselles de Concarneau*) aus dem Jahr 1935 sind hier angesiedelt. Auf den Spuren Simenons hat Jean-Luc-Bannalec die Stadt für sich entdeckt. In seiner bekannten Krimiserie hat Kommissar Dupin, der Hauptprotagonist seiner Romane, das Restaurant *L'Amiral* gegenüber der *Ville Close* zu seinem Lieblingslokal erkoren. Einige Exkursionsteilnehmerinnen (!) wollten auf seinen Spuren wandeln und zumindest einen Espresso in diesem Ambiente genießen. Die Anwesenheit des Kommissars konnte leider organisatorisch nicht sichergestellt werden.

Freitag, 06.05.: Busfreier Tag. Wanderung auf dem GR 34 entlang der *bretonischen Riviera* nach Beg-Meil und zurück (↔ 12 km). (Picknick auf der Außenterrasse des Hotels). Nachmittags: Wanderung zum Yachthafen von Forêt-Fouesnant (↔ 6 km) bzw. frei verfügbar am Strand.

Als *Riviera* wird ursprünglich der französisch-italienische Küstenabschnitt des Ligurischen Meers zwischen Marseille und Genua bezeichnet. Inzwischen hat der Begriff weltweit eine nahezu inflationäre Entwicklung erfahren – augenscheinlich zur besseren touristischen Vermarktung einer Küstenregion. Soweit es sich dabei um Küstenabschnitte rund um das Mittelmeer handelt, mag das noch nicht sonderlich verwundern, aber auch die Ostseeküste Mecklenburg-Vorpommerns wirbt mit dem Begriff einer *deutschen Riviera*, der Küstenabschnitt zwischen Oslofjord und Kristiansand bezeichnet sich als *norwegische Riviera*, und an der *ägyptischen Riviera* findet man südlich von Hurghada über hunderte Kilometer der Küste entlang so gut wie alles vom mondänen Touristen-Resort bis zum einfachen Taucher-Camp. Die Schwarzmeerküste Abchasiens wurde einst als sowjetische Riviera gerühmt. In der Regel handelt es sich um besonders schöne Küstenabschnitte, z. B. in Südexposition oder an topografisch interessanten Steilküsten. Sie gehören zu den sonnigsten und für Badende besonders interessanten Regionen.

Es nimmt also nicht Wunder, dass der Küstenabschnitt zwischen Bénodet und Concarneau an der bretonischen Südküste touristisch werbewirksam als die *bretonische Riviera* bezeichnet wird. Gelegentlich kommt es dabei zu verbalen Übertreibungen, wenn zum Beispiel von einer „*einzigartigen Welt, gleich einem Südseeparadies*“ die Rede ist. Tatsache ist, dass sich in diesem Küstenabschnitt mit seinen weißen Sandstränden, einer teilweise mediterran anmutenden Vegetation und einem angenehm milden Klima Vergleiche mit der Riviera im Süden des Landes durchaus aufdrängen.



Abb. 13:
Hôtel Garrigaë – Unser Quartier an der bretonischen Riviera (Foto: © A. Szöcs)

Neben Bénodet bilden die Orte Moustierlin, Beg-Meil, Fouesnant-les Glénan mit Cap Coz und Port la Forêt das Herzstück dieses Küstenstreifens, dessen naturräumliche Vielfalt überrascht. So bildet der Abschnitt zwischen Bénodet und der Pointe de Moustierlin z. B. eine Haffküste, den Sonderfall einer Ausgleichküste, wo sich aufgrund der Strömungs- und Windrichtung durch die Strandversetzung hinter Landvorsprüngen sog. Haken bilden, die sich allmählich zu Nehrungen entwickeln. Die ehemaligen Buchten werden dadurch vom offenen Meer getrennt, es entsteht ein Haff.

Der Abschnitt zwischen Moustierlin und Beg-Meil ist von einem Dünenwall geprägt, hinter dem sich der Polder des *Marais de Moustierlin* erstreckt, ein wegen seiner ökologischen und ornithologischen Vielfalt geschütztes Brackwasser- bzw. Sumpfbgebiet. Der Küstencharakter ändert sich abermals zwischen Beg-Meil und Fouesnant, wo die Granitfelsen vorherrschen, zwischen die kleine Badebuchten eingelagert sind, die sich besonderer touristischer Beliebtheit erfreuen. Touristische Schwerpunkte bilden die etwas weitläufigeren Strände von Cap Coz (*Plage de Cap Coz*) und Port la Forêt (*Plage de Kerleven*), die uns im Rahmen unseres Aufenthalts mit mehrtägigem

T 12: Klimatische Merkmale der Bretagne

Mit Ausnahme des östlichen Übergangs zum Pariser Becken ist die Armorikanische Halbinsel allseitig vom Meer umgeben. Zu den Kennzeichen dieser Klimaprovinz zählen die häufigen Niederschläge, relativ milde Temperaturen im Winter und kühle Sommer. Hinsichtlich der Niederschläge steht die Bretagne in einem schlimmen Ruf, was jedoch nur teilweise der Wahrheit entspricht. Bei einem winterlichen Niederschlagsgipfel regnet es zwar an 180 Tagen im Jahr, die Gesamtniederschlagsmenge liegt jedoch fast überall bei weniger als 800 mm. Ausnahmen bilden nur die unmittlerbaren Küstenstandorte, etwa Brest mit 1122 mm, oder Cherbourg auf der Halbinsel Cotentin (Normandie) mit 931 mm Jahresniederschlag. Aufgrund der hohen Dynamik der Westwinddrift wechseln Sonnenschein und Regen am Tag oft mehrmals ab, wobei die Bretonen behaupten, dies stehe im Einklang mit den Gezeiten. Typisch ist der Nieselregen, der *crachin* (von *cracher* = spucken), während Starkregenereignisse selten sind. 68 % der Niederschläge entfallen auf die Monate Oktober bis März, während im Sommer die Niederschlagstätigkeit wegen der nördlicheren Zugbahnen der Tiefdruckgebiete und der stabilisierenden Wirkung des kühlen Wassers deutlich zurückgeht.

Die Temperaturen sind auch im Winter mild. Brest verzeichnet zwar im Februar mittlere Minima von 3,3°C, die Januarisotherme von 6,2°C entspricht jedoch dem Durchschnittswert von Nîmes an der Küste des Mittelmeeres. Im Sommer werden als mittlere Maxima des Monats August in Brest kühle 19,7°C erreicht, Werte also, die für die Sommerurlauber gelegentlich etwas abschreckend wirken. In Küstennähe wirkt zudem der Seewind erfrischend, der sich bei Strahlungswetter an sommerlichen Nachmittagen fast immer aufbaut.

Dass die Bretagne gleichwohl für den Sommerurlaub gut geeignet ist, hängt an der hohen Sonnenscheindauer, die insbesondere die Südküste der Halbinsel prägt. Hier werden über 2000 Stunden erreicht, rd. 300 mehr als an der Nordküste. Die Strahlungsgunst verstärkt sich noch weiter südwärts und erreicht in La Rochelle mit 2300 Stunden ihr Maximum. Die Inseln Oléron und Ré gelten als sonnensicherste Urlaubsziele an der atlantischen Küste Frankreichs überhaupt. Begründet ist dies im weiten Zurückspringen des Küstenverlaufs Aquitaniens, was bei zyklonalen SW- oder NW-Lagen einen Lееffekt bewirkt.

(Quelle: PLETSCH, A. (2003): Frankreich. WBG Darmstadt, S. 43. (auszugsweise))

Standquartier in Cap Coz besonders vertraut geworden sind. Hierzu war allen voran das heutige „busfreie“ Tagesprogramm geeignet, das uns auf der vormittäglichen Wanderung bis zum Menhir von Beg Meil (und zurück), am Nachmittag dann vom Hotel aus in der Gegenrichtung bis zum neuen Sport- und Yachthafengelände von Forêt-Fouesnant führte. Für das Mittagspicknick stand uns die Hotelterrasse zur Verfügung, ein großzügiges Entgegenkommen der Direktion des Hauses.

Die Wetterbedingungen an diesem Tag hätten nicht günstiger sein können, um die klimatische Sonderstellung der Bretagne nachempfindbar zu machen. Nicht von ungefähr werden dem Klima der bretonischen Südküste mediterrane Züge nachgesagt. Grund dafür ist, dass der gesamte Westsaum Frankreichs klimatisch durch den Atlantik geprägt ist, dies allerdings in unterschiedlicher Intensität. In der Bretagne ist der ozeanische Klimaeinfluss am extremsten spürbar (Details vgl. Textfeld T 12).

Ein Thema, das uns nicht nur an diesem Tag beschäftigte, waren erneut die Algen, deren Verbreitung und Erscheinungsvielfalt sich im türkisblauen Meer auch während unserer Wanderung entlang der Küste deutlich abzeichnete. Auf der Île de Sein war deren Nutzung u. a. zur Düngung der Felder, vor allem aber zur Jodgewinnung bereits thematisiert worden, und auch an den Folgetagen ergab sich mehrfach Gelegenheit, sich dem Thema zuzuwenden. Vor diesem Hintergrund seien hier einige allgemeine Erläuterungen zusammengefasst (vgl. Textfeld T 13 und Abb. 14 & 15).

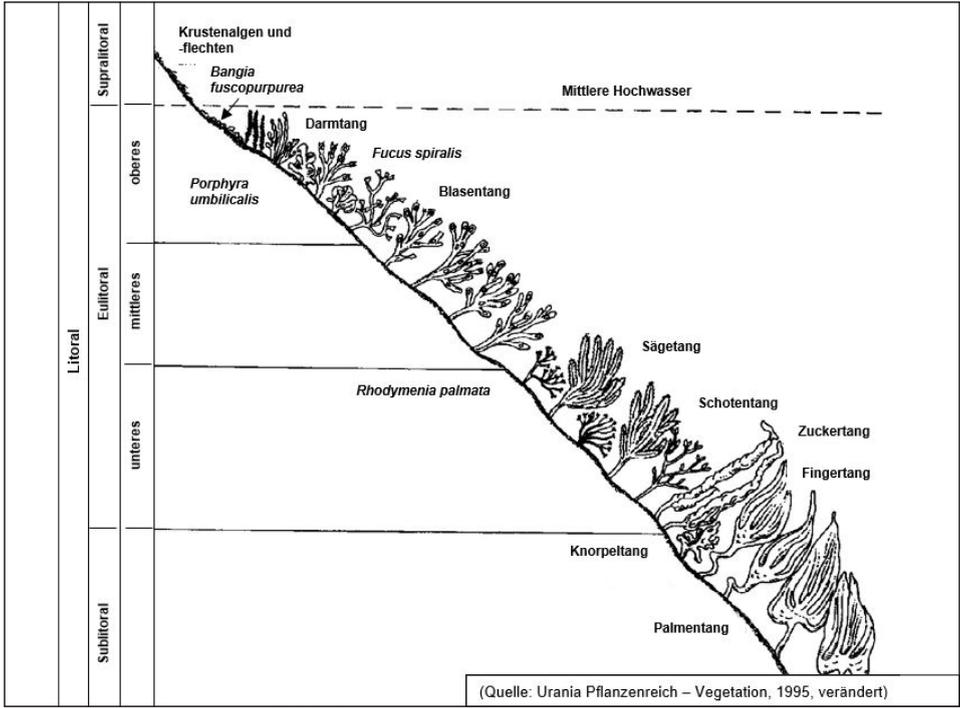


Abb. 14: Vegetationszonierung an der europäischen Atlantikküste

T 13: Exkurs zum Thema „Algen“

Zu den faszinierenden Lebensformgruppen der bretonischen Küsten zählen die Algen, denen wir uns im Rahmen der Exkursion mehrfach thematisch zugewandt haben (Île de Sein, Rivière de Pont-l'Abbé u. a., vgl. Abb. 15). Erdgeschichtlich handelt es sich dabei um die vermutlich ältesten pflanzlichen Organismen auf unserem Planeten. Sie kommen in höchst unterschiedlichen Lebensräumen vor. Dem Laien ist das Meer als Lebensraum für Algen wohl am bekanntesten. In der Tat sind Algen dort sehr verbreitet, wobei im Wesentlichen zwei Großlebensräume zu unterscheiden sind. Bei dem ersten Großlebensraum handelt es sich um den freien Wasserkörper, in der Fachsprache als *Pelagial* bezeichnet. Die dort frei im Wasser schwebenden Algen bezeichnen wir als *Plankton*, wobei dieses die Grundlage fast allen Lebens im Meer ist. Der zweite Großlebensraum für marine Algen sind die Küstenbereiche (= *Phytagal, Litoral*). Die in dieser Zone festsitzend lebenden Algen werden als *Benthon* bezeichnet. Das Phytagal selbst wird in eine Spritzwasserzone (= *Supralitoral*), eine Gezeitenzone (= *Eulitoral*) und eine Zone, in der die Algen ständig untergetaucht sind (= *Sublitoral*) unterschieden.

Die Lebewelt der in der Bretagne charakteristischen Fels- und Klippenküsten ist bei weitem verschiedenartiger und, was die Anzahl der Algenarten betrifft, auch erheblich reichhaltiger als die der Weichbodenküsten. Anders als in Schlick und Sand können sich die Besiedler der Hartbodenküsten nicht von der Oberfläche in das Sediment zurückziehen. Bei Ebbe ist das Bild der Hartbodenküsten auffällig unterschiedlich durch die Präsenz einer Vielzahl von Großalgen, welche auch Tange genannt werden. Die Algen ihrerseits bieten einer Vielzahl von Tieren Lebensraum, entweder indirekt durch die Bildung von Unterwasserwäldern, oder direkt, indem sie selbst als Träger für tierischen Aufwuchs dienen.

An den Küsten der Bretagne, also im Bereich der Südgrenze der kaltgemäßigten Region in Europa, endet die Verbreitung mehrerer vegetationsbestimmter, kälteliebender Arten, darunter die der Brauntange *Alaria esculenta* (Flügeltang), welche bis hierher für das obere Sublitoral an stark exponierten Küsten charakteristisch waren. Längs der nun beginnenden und bis Kap Verde (Senegal) reichenden Küstenstrecke, die als lusitanische Provinz der warmgemäßigt-mediterranatlantischen Region bezeichnet wird, dominieren zunächst noch zahlreiche der aus der kaltgemäßigten Region vertrauten, vegetationsbestimmenden Algen (Lusitania umfasste als römische Provinz etwa das heutige Portugal). Vor allem reicht die Verbreitung des Palmentangs *Laminaria hyperborea* und des Zuckertangs *Saccharina latissima* noch bis Mittel- bzw. Nordportugal. (Quelle: BÜDEL, B. (2002): Algen an der bretonischen Küste. In: Jahrbuch 2001 der Marburger Geograph. Gesellschaft, Marburg, S. 38 ff. (auszugsweise))



Oben: Fußweg – Salzwassereinfluss nur bei Extremwetterlagen. Gräser, Kräuter und Flechten.

Spritzwasserzone (Supralitoral): nur gelegentlich von Salzwasser besprüht. Weißgraue und gelb- bzw. orangefarbene Krustenflechten. Flechtenarten nach oben hin immer weniger salztolerant.

Mittleres Hochwasser

Oberes Eulitoral: regelmäßig vom Meerwasser bedeckt. Cyanobakterien (Blualgen), gelegentlich fädige Rotalgen.

Mittleres Eulitoral: bei jedem Hochwasser (Flut) für mehrere Stunden von Meerwasser bedeckt. Braunalgen, im Bild *Pelvetia canaliculata* und *Fucus vesiculosus*.

Abb. 15: Algenzonierung am Rivière de Pont-l'Abbé (Foto: © B. Büdel)

Samstag, 07.05.: Fahrt nach Quimper (Rundgang durch die Altstadt). Weiter nach Île-Tudy (Picknick an der *Plage de Tudy*). Nachmittags: Wanderung über *Sainte-Marine* und den *Pont de Cornouaille* nach Bénodet (⚡ 9 km). Zurück nach Cap-Coz. (Tagesstrecke 🚗 100 km)

Das Tagesprogramm begann mit einem Besuch von Quimper, der Hauptstadt der historischen Landschaft *Cornouaille* und heutigem Sitz der Präfektur des Département *Finistère*. Die Stadt hat 63.283 Einwohner (Stand 1. Januar 2019). Sie wurde nach einer Legende Anfang des 6. Jahrhunderts neben einem Hügel gegründet, auf dem schon die Römer eine Siedlung errichtet hatten. Es war die Zeit des sagenumwobenen Königs *Gradlon*, der den Mönch *Corentin* zum ersten Bischof ernannte und Quimper zur Hauptstadt der *Cornouaille* erhob. Ihr ursprünglicher bretonischer Name *Kemper* bedeutet *Zusammenfluss* und verweist darauf, dass die Stadt an der Einmündung mehrerer kleiner Bäche in den Fluss *Odet* errichtet wurde. Nach ihrem ersten Bischof, *Saint-Corentin*, hieß die Stadt bis ins 18. Jahrhundert *Quimper-Corentin* (bret. *Kemper-Kaorentin*). Die Stadt ist berühmt für ihre Porzellan-Manufaktur. In ihren Werkstätten werden seit vier Jahrhunderten Fayencen nach alter Tradition per Hand geformt und verziert.

Quimper hat eine malerische Altstadt, deren Häuser zum Teil noch aus dem Mittelalter stammen und die von daher ein beliebtes Touristenziel ist. Weithin sichtbar überragen die Spitztürme der *Cathédrale Saint-Corentin* die Stadt. Ihr Bau im Stil der bretonischen Gotik begann bereits 1240, wurde aber erst 1856 mit der Errichtung der Kirchturmspitzen vollendet. Die Kathedrale ist dem Patrozinium des als Heiligen verehrten *Corentin* von Quimper unterstellt, der im 6./7. Jahrhundert in der Region als Missionar wirkte.

Die Besonderheit dieser Kirche ist der Achsknick in der



Abb. 16: Die *Rue Kéréon* mit Blick auf die Kathedrale
(Foto: © I. von Majewski)

Hauptachse. Hierfür gibt es verschiedene Theorien: Eine davon besagt, dass so die Betonung auf dem Kreuzifix liege. Eine andere, dass es in der Stabilität des Fundaments begründet sei. Oder es heißt, dass der Knick den geneigten Kopf des gekreuzigten Jesus aufgreife. Möglicherweise wollte man aber lediglich einer Grabkapelle ausweichen, die durch den Bau nicht abgerissen werden sollte. Eine gesicherte Erklärung für den „krummen Chor“ gibt es nicht.

Gegenüber der Kathedrale in der *Rue Kéréon* (Straße der Schuster) liegt das Zentrum der Altstadt. Der Blick von hier auf die Kathedrale dürfte eines der beliebtesten Fotomotive der Bretagne sein (Abb. 16). Auch die mittelalterlichen Straßen und Plätze mit ihren Fachwerkhäusern rund um die *Place au Beurre*, in der Rue Élie Fréron oder der Rue Saint-Mathieu bieten ein malerisches Bild. Natürlich wurden auch sie in unseren Rundgang einbezogen, bevor wir uns wieder der Küste zuwandten, um uns am Strand von Île-Tudy für die Nachmittagswanderung zu stärken.

Der Standort war bewusst auch deshalb gewählt worden, um im Vergleich zu unseren bisherigen Wanderungen einen anderen Küstentyp kennenzulernen. Île-Tudy (= Insel Tudy) war bis ins 19. Jahrhundert tatsächlich, wie es der Name andeutet, eine Insel



Abb. 17: Historische Zeugnisse der Küstenverteidigung an der *Pointe de Combrit* (Foto: © H. Dany)

im Mündungsbereich des *Rivière de Pont-l'Abbé* und des *Odet*, an deren Nordseite aufgrund der Sandablagerungen durch die beiden Zuflüsse und die Strömungsverhältnisse in der halbkreisförmigen Bucht allmählich in Form eines Dünenwalls eine Verbindung mit dem Festland entstanden ist. Dieser wurde durch den Bau eines Dammes stabilisiert, zusätzlich wurde dem Meer durch Eindeichungen weiteres Land abgewonnen, so dass als Ergebnis eine haffähnliche Halbinsel entstanden ist, an deren Ende der kleine ehemalige Fischerort liegt, der heute ausschließlich vom Tourismus lebt.

Unsere nachmittägliche Wanderung führte somit durch ein ausgedehntes Dü-

nenfeld, das sich über viele Kilometer bis kurz vor Sainte-Marine erstreckt und vor dem mehrere Strandabschnitte ineinander übergehen (Plage du Sillon, Le Treustel Plage, Plage du Teven, Plage de Kermor), in dieser Dimension ein für die Bretagne fast etwas unwirkliches Bild. Erst an der *Pointe de Combrit* im Bereich der Odet-Mündung trifft man wieder auf einen Granitsporn, ein ehemals wichtiger strategischer Punkt, um die Zufahrt der Schiffe in den Odet zu überwachen (Abb. 17).

Diese historischen Schutzmaßnahmen sind gut nachvollziehbar, und sie stehen einmal mehr im Zusammenhang mit der Besonderheit der Küstenstruktur. Es wurde schon in anderem Zusammenhang auf die *Rias* (bretonisch *Abers*) hingewiesen, jene „ertrunkenen“ Flusstäler, die im Zuge eines eustatischen Meeresspiegelanstiegs seit der letzten Eiszeit „geflutet“ worden sind, so dass die Handelsschiffe teilweise bis weit in das Landesinnere zu den Häfen gelangen konnten, z. B. Quimper, dessen Hafen (*Port de Corniguel*) dreizehn Kilometer von der Mündung des Odet entfernt im Landesinneren liegt. Die Zugangsmöglichkeiten werden dabei allerdings in starkem Maße durch den Gezeitenwechsel bestimmt.

An der *Pointe de Combrit* befindet sich, neben dem Leuchtturm von Sainte-Marine, das Fort de Sainte-Marine, eine kleine Festung, die auf Geheiß Napoleons III. zum Schutz der Küste von Combrit erbaut wurde. Sie wurde allerdings nur 30 Jahre militärisch genutzt. Danach wechselten die Funktionen häufig: Vor dem Zweiten Weltkrieg war das Fort kurz an eine Jugendherbergsorganisation verpachtet, während des Kriegs wurde es vom deutschen Heer beschlagnahmt, danach diente es für einige Jahre als Segelschule. 1990 wurde die verwahrloste Festung vom französischen Militär an die Gemeinde Combrit veräußert, die sie renovierte. Heute wird sie im Sommer für Kunstausstellungen genutzt.

Unweit der Mündung des Odet liegt das malerische Sainte-Marine. Der Ort wurde nach einer Kapelle aus dem 15./16. Jahrhundert benannt, die Sainte-Moran, einer der unzählbaren bretonischen Heiligen, geweiht ist. Die ehemals große wirtschaftlichen Bedeutung des Hafens ist heute kaum noch zu erahnen. Immerhin galt er im Mittelalter als wichtiger Umschlagplatz für Weine aus dem Bordelais und der Saintonge, ähnlich wie wir das ja bereits in Loctudy kennengelernt hatten. Die lokale Wirtschaft erhielt einen zusätzlichen Impuls durch die Ansiedlung von Hugenotten während der Religionskriege, von denen die meisten tüchtige Handwerker waren. Von der ehemaligen Bedeutung des Ortes zeugt nicht zuletzt auch ein Ereignis von „nationaler“ Bedeutung. Im Jahre 1675 wurde in Sainte-Marine der sog. *Code paysan* unterzeichnet, mit dem der Aufstand gegen die Papiersteuer (auch als *Révolte des Torreben*, dt. „Aufstand der Sturköpfe“, oder *Révolte des Bonnets rouges* bekannt) gegen die von Colbert anlässlich des Holländischen Krieges verordnete Steuer ein Ende fand (andere Quellen nennen allerdings als Ort der Unterzeichnung die Kapelle *Notre-Dame-de-Tréminou* in Plomeur).

Von diesem historischen Treiben ist Sainte-Marine heute weit entfernt. Als Relikt aus jener Zeit mag man die ehemalige Seemannsunterkunft (*Abri du Marin*) einord-

nen, das „rosarote Haus“, das heute einen Blickfang im Bereich des alten Hafenbeckens darstellt, umgeben von kleinen Hotels und Restaurants, die den Wandel hin zu einem fast ausschließlich vom Tourismus lebenden Ort deutlich machen, der sich aber gleichwohl ein gewisses Maß an „Verträumtheit“ bewahrt hat und deswegen von der lokalen Bevölkerung im Vergleich zum gegenüber liegenden Bénodet bevorzugt wird.

Zwischen Sainte-Marine und Bénodet überspannt seit 1972 der *Pont de Cornouaille* den an dieser Stelle rd. 250 m breiten Meereseinschnitt des Odet, der sich auf einer Strecke von rd. 13 km landeinwärts bis nach Quimper fortsetzt. Die Stahl-Hohlkasten-Konstruktion der Brücke ist insgesamt 610 m lang, hat zwei Fahrspuren auf einer 8 m breiten Fahrbahn und zwei 1,58 m breite Gehwege, die sich zu einem beliebten Aussichtspunkt mit Blick auf die Ästuarmündung des Odet entwickelt haben. In ihrem Scheitelpunkt beträgt die Höhe der Brücke 70 m (Abb. 18).

Zur Entstehungsgeschichte sei erwähnt, dass die Querung des gezeitenabhängigen Gewässers, das bisweilen starke Strömungen hat und den Stürmen des Atlantiks ausgesetzt ist, stets ein großes Problem darstelle. Im 19. Jahrhundert führte man Fähren ein, die aber unzuverlässig und schlecht gewartet waren. 1911 wurde zwischen Bénodet und Sainte-Marine eine dampfbetriebene Kettenfähre in Betrieb genommen, die verschiedene Nachfolger hatte, sich aber schon bald als unzureichend erwies. 1929 gab es erste Überlegungen zu einem Brückenbau, ab 1933 wurden konkret mögliche



Abb. 18: Blick vom *Pont de Cornouaille* auf Bénodet (Foto: © R. Stein)

Standorte analysiert. Aber erst 1954 entschied man sich für den heutigen Standort, weitere zehn Jahre später begannen 1964 die administrativen und planerischen Vorbereitungen zum Bau der Brücke. Die Bauarbeiten begannen schließlich 1968 und wurden im Mai 1972 abgeschlossen.

Mit Bénodet erreichten wir schließlich den Ort, der sich gerne selbstbewusst als „Seebad der 5 Sterne“ bezeichnet. Der Name stammt aus dem Bretonischen wobei *Ben* so viel wie *Kopf* bedeutet.

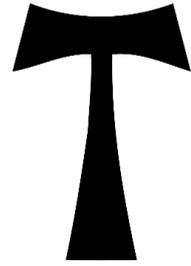
Die auch in Bénodet ehemals dominierende Fischerei hat mittlerweile ihre wirtschaftlich herausragende Stellung völlig verloren. Heute spielt der Tourismus die zentrale Rolle. Schon seit den 1960er Jahren, als der Ort sich zu einem „Strandbad der Pariser“ entwickelte, gibt es dort ein Casino, und aus dem Fischereihafen wurde zunehmend ein Jacht- und Sportboothafen (*port de plaisance*). Heute existiert in Bénodet zudem ein Zentrum für Thalassotherapie. Zur touristischen Infrastruktur zählen zahlreiche Hotels, Campingplätze, Bars und Diskotheken, Restaurants sowie ein breites Angebot an Fremdenbetten in kleineren Privatunterkünften und Ferienwohnungen. Mit seiner gepflegten Seepromenade, zahlreichen mondänen Villen und seinem Yachthafen verströmt Bénodet in jeder Hinsicht das Flair eines mondänen Seebades.

Prunkstück von Bénodet ist der im Herzen des Ortes gelegene Grande Plage. Es ist dieser große Strand, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts die ersten Sommergäste anlockte und vor allem unter Parisern den guten Ruf von Bénodet begründete. Die feinsandige Bucht ist nach Süden ausgerichtet, auf einem knappen Kilometer finden Besucher bei schönem Wetter perfekte Bedingungen für einen Badeurlaub. Es ist dieses Ensemble, das dem Küstenabschnitt zwischen Bénodet und Concarneau den Ruf einer *bretonischen Riviera* eingebracht hat, und tatsächlich ist der Ort in vielerlei Hinsicht mit den namensgebenden Seebädern im Süden des Landes durchaus vergleichbar. Aufgrund seiner Besonderheit steht Bénodet heute als gesamtes Ensemble unter Denkmalschutz.

Sonntag, 08.05.: Fahrt über Pont-l'Abbé und Saint-Jean-Trolimon nach Tronoën (Kalvarienberg). Wanderung auf GR 34 über La Torche nach Saint-Guérolé (Picknick). Weiter auf GR 34 zum Phare d'Eckmühl an der Pointe de Penmarch (⚓ 11 km). Rückfahrt nach Cap-Coz. (Tagesstrecke 🚗 100 km)

Zu den vielen Besonderheiten der Bretagne zählt traditionell die tiefe Religiosität der Bevölkerung, die jedoch ihre Eigenheiten hat. Insbesondere die Heiligenverehrung findet eine Vielzahl von Ausdrucksformen, die es in dieser Form nur in der Bretagne gibt. Dabei muss man wissen, dass nahezu jede Gemeinde ihren eigenen Heiligen hat, wobei es nicht immer sicher ist, ob sie historisch wirklich je existiert haben. 7777 bretonische Heilige soll es geben, auch wenn der Papst die wenigsten von ihnen anerkennt. Kein Wunder also, dass man bei einer Bretagne-Reise auf Schritt und Tritt einem Heiligen begegnet, sei es in Form der vielen Prozessionen, die sich zu Ehren

T 14: Das T-förmige *Taukreuz* ist ein elementares graphisches Symbol, das sich schon in frühesten steinzeitlichen Felsritzungen und Malereien nachweisen lässt. Verbreitet ist die Verwendung in der christlichen Symbolik, u.a. im *koptischen Kreuz*. Der Heilige Antonius wird meist mit einem Stab in Form des Taukreuzes dargestellt, von daher auch die Bezeichnung *Antoniuskreuz*. Auch im Franziskanerorden findet es sich als Symbol. Seltener ist die Verwendung als Grundriss von christlichen Bauwerken wie in der Kapelle *Notre-Dame-de-Tréminou*.
(Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Antoniuskreuz> (auszugsweise))



der Heiligen kaum alle auf 52 Sonntage im Jahr verteilen lassen, sei es in Form von Bildstöcken, Skulpturen oder durch das *Einschmuggeln* eines Lokalheiligen in eine ikonographische Plastik, die sich in einem sakralen Bauwerk befinden mag – zur Sicherheit, denn im Volksglauben helfen die Lokalheiligen im Notfall einfach schneller! Symptomatisch sei noch einmal auf die Kathedrale von Quimper hingewiesen, wo man zwischen den beiden Türmen der Westfassade dem Gralskönig Artus (obwohl in diesem Falle kein Heiliger) ein Denkmal gesetzt hat.

Nicht unbedingt auf den Spuren der Heiligen, wohl aber auf denen einer sehr vielfältigen und regionaltypischen sakralen Bauprovinz führte uns der Weg an diesem letzten „Wandertag“ zunächst zur Kapelle *Notre-Dame-de-Tréminou*, die sich „auf freiem Feld“ kurz hinter Pont-l’Abbé in Richtung Saint-Jean-Trolimon befindet und deren Ursprünge auf das 13. Jahrhundert zurückgehen. Das dreischiffige Langhaus erhielt seine Gestalt im 15. Jahrhundert, im 16. Jahrhundert wurde der Langchor hinzugefügt, der dem Grundriss eines *Taukreuzes* folgt (vgl. Textfeld T 14). Über dem Chorbogen erhebt sich ein steinerner Glockendachreiter. Der Chor sowie die dem Chor querhausartig angefügten Seitenkapellen besitzen große Maßwerkfenster im Stil der Flamboyantgotik. Die Sakristei wurde im 17. Jahrhundert hinzugefügt.

Zu den Auffälligkeiten des Bauwerks zählt, neben der T-Form des Grundrisses, die niedrige Höhe der Außenmauern, über der die Dachkonstruktion mit dem Glockendachreiter geradezu überdimensioniert wirkt. Die Architektur des Glockenturms mit einem durchbrochenen Mauerwerk und frei hängenden Glocken ist ebenfalls eine Besonderheit der Bretagne, die im berühmten *Kreisker* von Saint-Pol-de-Léon im Norden des Departements Finistère ihren Höhepunkt erfährt. Auffällig sind auch die große Maßwerkfenster im Stil der Flamboyantgotik, außerdem der Außenaltar, der die Funktion der Kirche als Zielpunkt einer Wallfahrt, eines *Pardon* (weil damit die Bitte um Vergebung der Sünden verbunden ist) hinweist.

Nur wenige Kilometer weiter erreichten wir mit dem Kalvarienberg von Tronoën ein Bauwerk, das zu den bemerkenswerten Erscheinungsformen der Sakralkunst der Bretagne zählt (vgl. Textfeld T 15). Unter den vielen Stationsbergen, die sich im Departement Finistère häufen, wird der von Tronoën zu den „großen Kalvarienbergen“ gezählt, der, gemeinsam mit einer kleinen gotischen Kapelle, ein seit 1907 als *Monument*

T 15: Kalvarienberg, auch *Stationsberg*, ist die Bezeichnung für umfangreiche Nachbildungen der Passion Christi, die als Andachts- und Wallfahrtsstätten dienen. Als *Kalvarienberg* bezeichnet man heute ungefähr lebensgroße Nachbildungen des Leidens Christi an einem erhöhten Ort, oft nur die Kreuzigungsgruppe, aber auch umfangreichere Skulpturengruppen des Leidensweges. Oft wurden auch Kreuzwegstationen am Anstieg zu Wallfahrts- oder Hausbergen und abgelegeneren Bergkirchen errichtet, wenige Dutzend oder viele hundert Meter in der Ausdehnung. Besonders eindrucksvoll sind die Kalvarienberge einiger *Sacri Monti* in Norditalien. Große Bedeutung erlangte die Errichtung von Kalvarienbergen nördlich der Alpen im Barock während der Gegenreformation. Ein besonderer Typus des Kalvarienbergs (*Calvaire*) entstand während der Renaissance (zwischen 1450 und dem 17. Jahrhundert) in der Bretagne, wo sie besonders im Département Finistère teilweise in eigens geschaffenen umfriedeten Pfarrbezirken zu finden sind. Hier sind in einer einzigen, manchmal monumentalen Skulptur unter einer aufragenden Kreuzigungsgruppe vollplastisch Szenen der Heilsgeschichte und des Lebensweges Jesu Christi dargestellt. (Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Kalvarienberg>, gekürzt)

historique geschütztes architektonisches Ensemble bildet. Der Name *Tronoën* stammt aus dem Bretonischen und leitet sich von *Tro-an-aon*, d.h. *an einer Quelle liegender Ort*, ab. Wer das Ensemble errichten ließ, ist nicht überliefert. Vermutlich waren es die *Barons du Pont* von Pont-l'Abbé, deren Wappen früher auf dem Hauptfenster der

Kapelle zu sehen war und deren Herrschaft am Ende des Mittelalters große Gebiete der Cornouaille umfasste.

Die Entstehungszeit von Kapelle und Kalvarienberg wird auf den Zeitraum 1450 bis 1470 datiert. Damit gilt der Kalvarienberg von Tronoën als der älteste der Bretagne (Abb. 19). Auf zwei Friesen sind Szenen aus der Kindheit und der Leidensgeschichte Christi dargestellt. Trotz der Verwitterung des Steins und eines teilweise dichten Moos- und Flechtenbefalls sind die Personen bei genauer Betrachtung gut zu erkennen. Besonders gelitten



Abb. 19: Der Kalvarienberg von Tronoën zählt zu den „großen Kalvarienbergen“ der Bretagne (Foto: © D. Merte)

haben die Darstellungen des Jüngsten Gerichts und des Abendmahls auf der Südseite. Man geht davon aus, dass die Kalvarienberge, ähnlich wie die Portalfronten der Kathedralen, ursprünglich bemalt gewesen sind. Eindeutige Beweise hierfür gibt es leider nicht. Wie man sich das vorzustellen hat wird gelegentlich durch Beleuchtungsszenarien deutlich, die in Tronoën zuletzt im August 2013 installiert worden sind.

Unsere Wanderstrecke führte uns im Anschluss an diesen Besuch zunächst durch die weitläufige Dünen- und Heidelandchaft der kilometerlangen Bucht von Audierne (*Baie d'Audierne*), die in Teilen auch einer landwirtschaftlichen Nutzung unterliegt. Hierbei spielt der Anbau von Blumen eine besondere Rolle, der sich unter den gegebenen Boden- und Klimabedingungen hier besonders günstig entwickelt hat. Besonders farbenfroh präsentiert sich die Landschaft im Frühjahr, wenn abertausende Tulpen auf den Feldern blühen und die Landspitze in ein rot-gelb-weißes Farbenmeer verwandeln. Gleichzeitig finden sich aber auch große naturbelassene Flächen, die als die größten Rastplätze für Zugvögel in Frankreich gelten.

Der kilometerweite Sandstrand der Bucht von Audierne wird lediglich durch die *Pointe de la Torche* gestört, die markant in das Meer hinausragt. Diese Landspitze gehört zu den beliebtesten Surfspots an der französischen Westküste schlechthin (Abb. 20). Surfer und Funboarder schätzen die meterhohen Wellen, die vor allem im Frühjahr und im Herbst an die Küste der Halbinsel rollen und die der *Pointe de la Torche* das Renommée eines der radikalsten Wellensports weltweit verdankt. Grund dafür sind gefährliche Strömungsverhältnisse, die insbesondere im Bereich der Felsen aufreten. Die Strömung verläuft parallel zur Küste und zieht anschließend auf



Abb. 20: Die *Pointe de la Torche* – Hotspot des Wellensports (Foto: © H. Dany)

das offene Meer. Gefahren lauern darüber hinaus an einigen Stellen in Form von Felsen knapp unter der Wasseroberfläche. Abschrecken lassen sich erfahrene Surfer von diesen Bedingungen nicht. Bei Nordwind laufen die Wellen besonders sauber auf den Strand zu und die Voraussetzungen für einen spektakulären Wellenritt sind optimal, was sich während unseres Besuches augenfällig bestätigte.

Wir waren im Hinblick auf die sportlichen Möglichkeiten deutlich weniger ambitioniert. Vielmehr konzentrierten wir uns auf einen kurzen Rundgang um die Landspitze, auf der mehrere Großsteingräber (*Dolmen*) von einer frühen Präsenz des Menschen zeugen. Vor rund 5.000 Jahren lebten an diesem Küstenabschnitt nachweislich Fischer und Sammler, wie Funde ergeben haben. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde in einem prähistorischen Haufen mit Küchenabfällen das Skelett eines steinzeitlichen Menschen entdeckt. Die Knochen wurden mithilfe der C14-Methode untersucht, wodurch ein Alter von mehr als 6.000 Jahren ermittelt wurde.

Am südlichen Ende der Bucht von Audierne liegt Saint-Guérolé, wo bis heute eine ansehnliche Fischereiflotte beheimatet ist, die mit einem jährlichen Fang von ca. 14.000 Tonnen zu den bedeutendsten des Landes gehört. Der Ort ist gleichzeitig berühmt für seine Granitfelsen (*rochers de Saint-Guérolé*), die zu den besonders beliebten Anziehungspunkten für Touristen zählen – dies insbesondere an stürmischen Tagen, wenn sich die tosenden Wellen an den Felsen brechen und die Gischt bis in die Straßen des Ortes schlägt. Natürlich wäre es spektakulär gewesen, das einmal zu erleben, allerdings waren wir an diesem Tag froh über eine eher friedliche Situation, über ein *mer d’huile* (wörtlich *öliges Meer*, sinngemäß *spiegelglattes Meer*), wie die Bretonen



Abb. 21: Mittagspause in den Felsen von Saint-Guérolé (Foto: © R. Pfeiffer)

zu sagen pflegen. Der Grund dafür war, dass wir in diesen Felsen unser Mittagspicknick geplant hatten, ein Ort, der nicht spektakulärer hätte ausgewählt werden können, auch wenn es einige Mühe gekostet hat, mit dem Bus nahe genug bei den Felsen eine Parkmöglichkeit zu finden, um nicht wieder weite Wege mit unserem Bollerwagen für den Picknicktransport gehen zu müssen (Abb. 21).

Auf dem Reststück unserer Wanderung bot sich noch die Gelegenheit, der Chapelle *Notre-Dame-de-la-Joie* einen kurzen Besuch abzustatten. Die Kapelle wurde Ende des 15. Jahrhunderts im Stil der Flamboyantgotik unmittelbar an der Atlantikküste bei Saint-Guérolé errichtet, um dem Dank der Seeleute an die Mutter Maria Ausdruck zu verleihen, wenn diese vor Stürmen auf See gerettet wurden.

Endpunkt unserer Wanderung war der Leuchtturm auf der Pointe de Saint-Pierre, der nicht nur durch seine Bezeichnung *Phare d'Eckmühl* überrascht. Der am 17. Oktober 1897 eingeweihte Turm ist mit einer Feuerträgerhöhe von 64,7 m einer der höchsten Leuchttürme Europas. Dass er in dieser Dimension erbaut werden konnte, verdankt er einem unverhofften Geldsegen, nachdem die Marquise Adélaïde-Louise d'Eckmühl de Blocqueville in ihrem Testament eine Summe von 300.000 Francs zur Errichtung eines Leuchtturms an der bretonischen Küste verfügt hatte. Dieser sollte den Namen *d'Eckmühl* erhalten, zu Ehren ihres Vaters, des Maréchal Louis Nicolas Davout, Herzog von Auerstädt, Prinz von Eckmühl. Diesen letzten Titel verdankte er der Schlacht gegen die Österreicher, die er im April 1809 nahe dem bayerischen Dorf Eggmühl geschlagen hatte (vgl. Textfeld T 16).

Aufgrund des zur Verfügung stehenden Geldsegens wurde beim Bau des Leuchtturms an nichts gespart, wobei die Baumaterialien zum Teil über weite Entfernungen herangeschafft werden mussten: Der Kalk kam aus Kalköfen in Marans (bei La Rochelle). Er wurde erst per Schiff bis Loctudy und von dort mit Pferdekarren transportiert. Der Portlandzement wurde aus Boulogne-sur-Mer (am Ärmelkanal) bezogen. Der Kersanton-Granit schließlich kam aus Brest, wurde dort zunächst in Blöcke geschlagen und dann mit Lastkähnen (frz. *gabare*) übers Meer bis zum Hafen von Kéridy gebracht. Die Mörtelschicht der Fundamente wurde mit Teer überzogen, um das

T 16: Die **Schlacht bei Eggmühl** fand am 22. April 1809 südlich von Regensburg, statt. In ihr standen sich das IV. österreichische Armeekorps und die französischen Truppen unter Marschall Davout gegenüber. Unter dem Befehl von Davout stand zu diesem Zeitpunkt auch ein Teil der bayerischen Truppen. Am äußersten linken Flügel der österreichischen Armee an der Großen Laaber waren die Österreicher unter Fürst Rosenberg mit 16.000 Mann postiert. Kurz nach Mittag des 22. April erschien Kaiser Napoleon mit 65.000 Mann auf der Chaussee von Landshut südlich von Eggmühl, das trotz heftiger Gegenwehr durch österreichische Batterien von den Franzosen eingenommen werden konnte. Für seine herausragenden Verdienste erhob Kaiser Napoleon am 28. November 1809 Marschall Davout zum *Fürsten von Eckmühl*. Dessen Tochter stiftete den nach dieser Schlacht benannten Phare d'Eckmühl an der bretonischen Küste. (Quelle: auszugsweise aus <https://de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_bei_Eggmühl>)

Eindringen der Feuchtigkeit ins Mauerwerk zu verhindern. Den Turm errichtete man mit Hilfe von Baugerüsten. Die Granitblöcke wurden mithilfe eines Dampfmotors nach oben befördert. Die Fliesen, die die Innenwand bedecken, wurden von einem Gerüst aus montiert, das von einer in der Mitte des Turms befindlichen Kette nach oben gezogen wurde. Die Einweihung des Leuchtturms fand schließlich, von zahlreichen Feierlichkeiten begleitet, am 7. Oktober 1897 statt, dem fünften Todestag seiner Stifterin. In den folgenden 110 Jahren verrichteten zwei Wärter auf dem Leuchtturm ihren Dienst, seit 2007 wird er automatisch betrieben.

Die Möglichkeit einer Turmbesteigung nahmen wir nicht mehr wahr, zumal dies bedeutet hätte, nicht weniger als 307 Stufen zu bezwingen, um bis zur Laterne zu gelangen. Am Ende unserer Tagesstrecke fehlten dazu sowohl die Kraft als auch die Motivation. Und ein Eintrag in das Guinnessbuch für die schnellste Besteigung des Turms wäre uns wahrscheinlich ohnehin nicht gelungen, schließlich liegt der Rekord der Frauen derzeit bei 1'10"64, der der Männer sogar unter einer Minute bei 46"56. Alljährlich im August besteht die Möglichkeit, diese Zeiten im Rahmen eines Wettbewerbs zu unterbieten – vielleicht ein Programmpunkt für eine künftige MGG-Exkursion.

Wir beendeten das Programm eher gemächlich. Nachdem wir am Vortrag einen Bummel über die Strandpromenade von Bénodet aus Zeitgründen nicht mehr geschafft hatten, konnten wir dies als Abschluss des heutigen Tages (und gleichzeitig unseres Wanderprogramms) nachholen.

Montag, 09.05.: Fahrt über Rennes – Laval (Picknick auf AB-Rastplatz *Aire du Château de Ricoudet* bei Laval) – Le Mans nach Chartres (Besichtigung der Kathedrale). (Übernachtung im Hotel *Campanile-Gare*, Tagesstrecke 🚗 535 km)

Angesichts einer bevorstehenden Tagesstrecke von über 500 km war ein früher Aufbruch an diesem Morgen angesagt, mit etwas Wehmut, unser „Wohlfühlhotel“ an der bretonischen Riviera nach fünf Tagen wieder verlassen zu müssen. Es waren für diesen Tag auch keine Programmpunkte vorgesehen, um möglichst frühzeitig das Tagesziel Chartres zu erreichen und damit die Möglichkeit zumindest für einen Besuch der Kathedrale zu ebnen. Alles lief glatt, so dass wir am Spätnachmittag noch ausreichend Zeit für die Erläuterungen von Dr. Pfeiffer zur Verfügung hatten, zumal es nur weniger Schritte bedurfte, um von unserem Hotel zur Kathedrale zu gelangen.

Die Kathedrale Notre-Dame von Chartres gilt als das „Urbild“ der hochgotischen Kathedrale schlechthin. Auguste Rodin hat sie einmal als die „*Akropolis Frankreichs*“ bezeichnet. Das Bauwerk ist in mehrerlei Hinsicht einmalig. Es ist nie zerstört worden, insofern ist in Chartres der hochbedeutende plastische Schmuck der Kathedrale fast unversehrt erhalten, ebenso nahezu sämtliche 176 Fenster, die insgesamt eine Fläche von über 2.600 m² einnehmen. Der untere Teil der Westfassade stammt aus der Zeit ab 1134. Damals entstanden zunächst der linke Turm und das Portal. Der Südturm folgte 1145–1160. Erst wesentlich später kamen die Obergeschosse des Nordturms im spätgotischen Flamboyant-Stil (Flammgotik) hinzu.

Die Westfassade ist in drei Portale gegliedert, die von rechts nach links gelesen werden müssen. Das rechte Portal zeigt im Tympanon als Thema die Menschwerdung Christi: in der Mitte sieht man Maria auf dem sog. ‚Thron der Weisheit‘ mit dem Kind zwischen zwei Engeln. Das Mittelportal zeigt im Tympanon Christus in der Mandorla als Richter des Jüngsten Gerichts, umgeben von den Symbolen der vier Evangelisten: oben links Matthäus als Mensch, rechts Johannes als Adler, unten Markus als Löwe und Lukas als Stier. Das linke Portal zeigt im Tympanon die Himmelfahrt Christi, rechts und links von zwei Engeln begleitet.

Der Innenraum der Kathedrale ist gekennzeichnet durch einen dreizonigen Wandaufriss mit Blendtriforium. Das Mittelschiff hat eine breite von 16,40 Metern und übertrifft damit alle französischen Kathedralen. Zu den Besonderheiten zählt auch das im Boden eingelassene Labyrinth (entstanden um 1200), das größte in einer französischen Kirche überhaupt und eines der wenigen original erhaltenen. Es weist einen Durchmesser von 12,5 Metern und eine Weglänge von 261,55 Metern auf. Würde es eines Beweises für die exakten Maßvorgaben bedürfen, nach denen die Kathedrale erbaut wurde, so könnte man ihn hier gut erbringen: Könnte man die Wand des Westportals nach innen herunterklappen, so würde die Rosette passgenau auf dem Labyrinth liegen und Christus im Zentrum der Rosette träre exakt auf die Mitte des Labyrinths.

Zu den unbestrittenen Besonderheiten der Kathedrale von Chartres zählen die Fenster. Man hat von Chartres behauptet, hier sei die Architektur nur mehr als Gerüst für die insgesamt 176 Fenster aufgefasst (wie z. B. in der Sainte-Chapelle in Paris). Die Fensterflächen wurden überwiegend in der Zeit von 1215 bis 1240 geschaffen, die Westfenster unter der Rosette schon 1150. Die Kathedrale ist mit insgesamt über 10.000 Figuren in Glas und Stein ausgestattet. Angesichts der uns nur begrenzt verfügbaren Zeit waren wir also gezwungen, uns auf wenige Details zu beschränken, wobei den Fenstern besondere Aufmerksamkeit galt.

Beispielhaft wandten wir uns etwas ausführlicher der Westfassade zu, wo unterhalb der Westrose drei Fenster einem umfassenden Programm folgen: Das Fenster rechts läßt den davidisch-salomonischen Stammbaum Jesu (der *Baum von Jesse* oder die *Wurzel Jesse*) wie eine Folge von Blüte aus Blüte aufsprießen; das mittlere Fenster geht auf die Einzelheiten der Menschwerdung des Gottessohnes ein, das linke Fenster zeigt die Passion und Auferstehung Christi mit den österlichen Erscheinungserlebnissen der Jünger. Bei dem Baum von Jesse handelt es sich um ein verbreitetes Bildmotiv der christlichen Ikonographie des Mittelalters. Es stellt die Abstammung Jesu aus dem Hause des Königs David als Lebensbaum dar, ausgehend von Jesse, dem Vater Davids, des Königs von Juda und Israel. In Chartres wird der Stammbaum Jesu in Gestalt eines wirklichen Baumes gezeigt, der herauswächst aus der Figur des schlafenden Jesse (Abb. 22 unten). Krönung des Baums ist die herrscherliche Darstellung von Christus dem Erlöser (Abb. 22 oben).

Einem zweiten Fenster galt unser besonderes Interesse: *Notre-Dame de la Belle Verrière*. Dieses Fenster liegt auf der Südseite der Kathedrale am Eingang zum Chor



Abb. 22: Der Baum von Jesse (Die Wurzel Jesse): Christus der Weltenherrscher (oben) und Der schlafende Jesse (unten) (Quellen: Micheletb, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vitrail_Chartres-049_rectifié_-_g.jpg (oben) und https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vitrail_Chartres-049_rectifié_-_a.jpg (unten), public domain)



Abb. 23: *Notre-Dame de la belle Verrière* (Teilansicht) (Quelle: Vassil, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vitrail_Chartres_Notre-Dame_210209_1.jpg, gemeinfrei)

(Nische 14). Es besteht aus vierundzwanzig Scheiben: Die drei Scheiben am Fuße des Fensters schildern die drei Versuchungen Christi, wie sie in Matthäus 4,1-11 und Lukas 4,1-13b verzeichnet sind. Die sechs nächsten Felder erzählen die Geschichte des ersten Wunders Christi zu Kana, wie sie in Johannes 2,1-11 berichtet wird. Die nächsten vier zentralen Felder zeigen vier Engel, die den Thron mit der Jungfrau Maria und ihrem Sohn Jesus flankieren. Zehn schmale Seitenfelder stellen Engel dar, die Maria und Jesus huldigen. Das in der Mitte gelegene Feld über dem Haupte Marias zeigt den Heiligen Geist als eine Taube (Abb. 23).

Das Bild Marias ist jahrhundertlang das Objekt einer besonderen Verehrung gewesen und seit dem 15. Jahrhundert als *Unsere Liebe Frau vom schönen Glasfenster* bekannt geworden. Maria sitzt auf einem Thron und ihre Füße ruhen auf einem Fußschemel, der mit einem kleinen Teppich bedeckt ist. Sie trägt ein hell leuchtendes, blaues Kleid. Ihr Haupt, das von einem mit Perlen umsäumten blauen Heiligenschein umgeben ist, wird von einer prächtigen Krone überragt. Ihre Hände liegen auf den Schultern ihres Sohnes, der auf ihren Knien sitzt. Seine rechte Hand ist zum Segen erhoben. In seiner linken Hand hält er ein offenes Buch mit dem Text: OMNIS VALLIS IMPLEBITUR (*Jedes Tal soll ausgefüllt werden*). Es ist eine Prophezeiung der Menschwerdung, die in Jesaja 40,4 getroffen und von Johannes dem Täufer in Lukas 3,5 wieder in Erinnerung gerufen wird. Die Gestalten von Maria und Jesus treten gegen einen Hintergrund von herrlichem Rot in Erscheinung. Die Bilder sind mit größter Sorgfalt gezeichnet worden. Die Gewänder mit ihren symmetrischen Falten, die Ornamente längs ihren Borten, der Baustil des Thrones, alles wird mit der sorgfältigen Aufmerksamkeit zum Detail bearbeitet, ohne die Komposition des Ganzen zu beeinträchtigen. Besonders beeindruckend sind auch die verschiedenen Blautöne, das einzigartige „Chartres-Blau“, das bis heute seine Leuchtkraft nicht verloren hat. Spektakulär sind dabei die Lichtspiele, die sich am Boden bilden und mit dem Lauf der Sonne durch die Kathedrale wandern.

Es blieb noch genügend Zeit für eine individuelle Vertiefung der Eindrücke, und, da an diesem Abend kein gemeinschaftliches Abendessen vorgesehen war, für ein Ausharren vor der Kathedrale bis zum Einbruch der Dunkelheit, als die Fassade in einem spektakulären Illuminierungsprogramm farblich angestrahlt wurde – ohne Zweifel noch einmal ein visueller Höhepunkt der Exkursion.

Dienstag, 10.05.: Von Chartres über Paris und Reims. Picknick auf AB-Rastplatz Aire de Valmy – Grand Est. Weiter über Metz und Saarbrücken nach Marburg. (Tagesstrecke 🚗 750 km)

Auch in Chartres begann der Tag, wie schon zu Beginn in Rouen, mit einer Panne im Frühstücksraum. Stand in Rouen wenigstens noch ein Kaffeeautomat zur Verfügung, so war es in Chartres ein Totalausfall, der verständlicherweise ein Chaos verursachte. Auch die Alternativen wie Säfte, Milch, Tee etc. waren rasch aufgebraucht, wobei die stoische Untätigkeit des Servicepersonals nicht eben zur Verbesserung der Situation

beitrag. Selbst der eigene, eigentlich für das mittägliche Picknick vorgesehene Brotvorrat musste zur Auffüllung des Buffets (und zur Beruhigung der Gemüter) beige-steuert werden, da der Nachschub aus der Hotelküche kläglich versagte.

Wenn man alldem etwas Positives abgewinnen will, so vielleicht so viel, dass durch das kärgliche Angebot das Zeitfenster für das Frühstück eingehalten werden konnte, was eine pünktliche Abfahrt ermöglichte. Leider verloren wir dann aber viel Zeit bei der randlichen Durchfahrt durch Paris, so dass ein ursprünglich angedachter Zwischenstopp in Reims mit einem kurzen Besuch der dortigen Kathedrale entfallen musste. Die letzten Reste aus der Bordküche konnten auf einem Autobahnrastplatz bei Valmy verzehrt werden, um die beim Frühstück verbliebenen Lücken zu schließen. Außerdem bot sich Gelegenheit, auf die historische Bedeutung von Valmy hinzuweisen, wo am 20. September 1792 während des sog. Ersten Koalitionskriegs eine Schlacht zwischen dem preußischen Kontingent der antifranzösischen Koalition und der französischen Revolutionsarmee stattgefunden hat und bei der die Preußen eine klägliche Niederlage hinnehmen mussten. Sie ging als *Kanonade von Valmy* in die Geschichte ein. Weltgeschichtlichen Rang verlieh dem Ereignis Johann Wolfgang von Goethe, der als Begleiter des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar den Feldzug mitgemacht hatte. Er teilte später in einem autobiografischen Bericht über die Kampagne in Frankreich mit, er habe am Abend nach der Kanonade von Valmy im Kreis einiger Offiziere den Ausspruch getan: „*Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.*“

Ein Fazit nach einer Exkursion zu ziehen, ist nicht einfach. Angesichts der großen Teilnehmerzahl bestand sicherlich ein breites Interessensspektrum und es ist nie sicher, ob alle Erwartungen wirklich erfüllt werden konnten. Und letztlich konnte auch nur ein relativ kleiner Teil der Bretagne erkundet werden, da der Radius bei einer Wanderexkursion zwangsläufig kleiner ist als bei einer Übersichtsexkursion, die vorwiegend mit dem Bus bewältigt wird. Andererseits bot sich auf diese Weise die Möglichkeit, sich intensiver in die Landschaft, und möglicherweise auch ein wenig in die Menschen zu vertiefen und zu verstehen, warum die Bretonen sich in ihrem Selbstverständnis nicht in erster Linie als Franzosen, sondern als Bretonen verstehen. Seit Jahrhunderten besteht hier ein Spannungsverhältnis, das nicht leicht zu erklären ist, für das es aber durchaus gute Gründe gibt. Um dies zu dokumentieren, sei diesem Protokoll, zugegeben etwas ungewöhnlich, ein Anhang angefügt, der sich anhand einiger Zitate und Bewertungen mit dem französisch-bretonischen Verhältnis befasst. (Anhang 2, S. 57). In Anlehnung an Goethes Worte mag man unseren Aufenthalt in der Bretagne seitens der Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Rückblick hoffentlich positiv bewerten. Von der Exkursion ging zwar keine neue Epoche der Weltgeschichte aus, aber sie wird vielleicht eine schöne Erinnerung bleiben, mit dem Fazit: *Es war schön, dabei gewesen zu sein.*

Anhang 1: *Gwenn ha Du* – Die symbolträchtige Flagge der Bretagne

Die **Flagge der Bretagne**, auch bekannt unter dem Namen *Gwenn ha Du* (bretonisch *Weiß und Schwarz*), ist de facto die Flagge der Region und der historischen Provinz Bretagne. Sie setzt sich aus neun schwarzen und weißen horizontalen Streifen gleicher Breite, die abwechselnd angeordnet sind, zusammen. Hinzu kommen in der oberen mastseitigen weißen Vierung („Gösch“) punktförmig verteilte Hermeline. Die neun horizontalen Streifen stellen die neun historischen bretonischen Provinzen dar, die traditionellen Herzogtümer. Die fünf schwarzen Streifen symbolisieren die französischsprachigen Provinzen Dol, Nantes, Rennes, Saint-Malo und Saint-Brieuc. Die vier weißen Streifen stehen für die bretonischsprachigen Provinzen Trégor, Léon, Cornouaille und Vannes. Die 11 Hermelinschwänze erinnern an das Wappen des Herzogtums der Bretagne.



Gwenn ha Du, die bretonische Flagge – Lange Zeit ein Symbol des Widerstands

Zur Geschichte: Die Provinz Bretagne war bis 1514, als der französische König Karl VIII. die Alleinerbin Anne de Bretagne ehelichte, ein selbständiges Herzogtum. In der Provinz Bretagne waren mindestens zwei Flaggen gebräuchlich: die Hermelinflagge und die *Kroaz du* (schwarzes Kreuz), wobei beide schwarz-weiß waren. Das *Kroaz du* wurde seit dem 14. Jahrhundert vor allem für die bretonischen Soldaten und deren Kriegsschiffe verwendet. Die erste *Gwenn ha Du* wurde zwischen 1923 und 1925 entworfen. Sie wurde in den 1920er und 1930er Jahren von verschiedenen kulturellen und autonomen Organisationen verwendet. Heute betrachtet man sie als die bretonische Flagge. Besonders seit den 1950er- und 1960er-Jahren findet die *Gwenn ha Du* bei kulturellen bretonischen Veranstaltungen Verwendung. Man sieht sie aber auch auf Korsos, bei Arbeiterstreiks, bei Studentendemonstrationen und bei vielen sonstigen öffentlichen Veranstaltungen. Nicht nur kulturelle Vereine oder die Autonomisten, sondern die meisten Bretonen fühlen sich inzwischen zur Flagge gehörig. Während die Flagge früher nur als die Fahne der Autonomisten angesehen wurde, wird sie inzwischen auch amtlich genutzt, z. B. an öffentlichen Gebäuden.

(Quelle: <https://www.bretagne-tip.de/kultur/bretonische-flagge/> (verändert))

Anhang 2: Einige Zitate zum französisch-bretonischen Verhältnis

In der französischen Sprache hat der Eigensinn der Bretonen eine eigene Bezeichnung: „*Têtu comme un breton*“ heißt eine Redewendung, übersetzt „*stur wie ein Bretone*.“

Schon Victor Hugo schrieb: „*Die Bretagne ist eine alte Rebellin, jedes Mal seit zweihundert Jahren, wenn sie sich erhoben hat, hatte sie Grund dazu. Gegen die Revolution oder gegen die Monarchie, gegen die Repräsentanten der Republik oder gegen die Statthalter der Könige, es ist immer derselbe Kampf, den die Bretagne austrägt.*“

Les „*ploucs*“ – so nannten die feinen Pariser die bretonischen Bauern, die Ende des 19. Jahrhunderts auf der Suche nach einer besseren Zukunft in die Hauptstadt gekommen waren. „*Plouc*“ ist eine sehr abwertende Bezeichnung für einen dummen, tölpelhaften Menschen. Viele bretonische Bauern kämpften zu jener Zeit ums Überleben und kamen mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nach Paris. So kam es, dass kurz vor dem Ersten Weltkrieg fast 200.000 Bretonen in Paris lebten, die meisten von ihnen waren Bauern und sprachen natürlich nur Bretonisch. Wenn sie gefragt wurden, woher sie kamen, dann antworteten sie immer auf Bretonisch mit Worten, von denen die feinen Pariser nur das „*Plou*“ am Anfang verstanden. In der Bretagne gibt es unzählige Ortsnamen, die mit dieser Buchstabenkombination beginnen („*Plou*“ steht für „Pfarrbezirk“). Aus „*Plou*“ wurde schnell die abwertende Bezeichnung „*les ploucs*“.

1905 erschien in der ersten Ausgabe des Mädchenmagazins *La Semaine de Suzette* eine Comicreihe, die sich *Becassine* (Schnepfe, umgangssprachlich für „dummes Mädchen“) nannte und die Bretonen verhöhnte. Eigentlich war es ein Zufall, der *Becassine* zum Leben erweckte. Im Magazin war kurz vor der Veröffentlichung noch eine leere Seite vorhanden und die Ehefrau des Verlagsinhabers gab kurzerhand Geschichten über ihr tölpelhaftes bretonisches Dienstmädchen zum Besten. Diese wurden von einem Zeichner zu Papier gebracht um die Seite zu füllen. Diese Seite amüsierte die bürgerlichen Leser so sehr, dass die Serie zu einem großen Erfolg wurde. Ganz Paris lachte über die Bretonen und es erschienen ganze 27 Bände über das tölpelhafte Dienstmädchen *Becassine*. Generationen von Franzosen wuchsen dank *Becassine* in dem Glauben auf, dass die Bretonen tölpelhafte „*Ploucs*“ seien. Die Bretonen selbst sind auf diese Verunglimpfung bis heute nicht gut zu sprechen und man tut gut daran, in Gegenwart eines Bretonen *Becassine* nicht zu erwähnen.

Auch in neuerer Zeit haben die Bretonen bewiesen, dass sie bereit sind, Widerstand zu leisten, wenn ihre Interessen betroffen sind. 1940 sagte zum Beispiel die komplette Île de Sein einfach „nein“ zur französischen Kapitulation, was ihr nachträglich den französischen Ehrentitel „*Compagnon de la Libération*“ bescherte.

Mitterand sagte 1973 bei einer Rede in Morlaix über die Bretonen: „*Die Bretonen sind großartig: Wenn ich montags meine Zeitung aufschlage, sehe ich, wie sie in den Höfen der Unterpräfekturen mit Artischocken um sich werfen, am Dienstag kommen Kartoffeln dazu, am Mittwoch blockieren sie die Straßen, am Donnerstag schmeißen sie die Scheiben ein. Am Freitag sperren sie die Avenue de l'Opéra und brüllen den Finanzminister nieder. Was sie am Samstag machen, weiß ich nicht, aber am Sonntag stimmen sie für die Regierung.*“

1978 zogen die Bretonen freiwillig zum Arbeitseinsatz an die Strände ihrer Westküste, an denen nach dem sechstgrößten Tankerunglück der Geschichte 227 000 Tonnen Rohöl aus der „*Amoco Cadiz*“ antrieben. Die betroffenen Gemeinden traten gegen den Willen der Französischen Regierung im Prozess gegen die US-amerikanische Amoco Oil Corporation als Kläger auf. 14 Jahre später erhielten sie 190 Mio. Euro Entschädigung.

Die bretonischen Bauern und Fischer sind keine Freunde leiser Worte - von ihnen ist die Nation bereits raue Umgangsformen gewöhnt und sie machen seit vielen Jahren mit ungewöhnlichen Aktionen deutlich, dass die Politik der Europäischen Union nicht nach ihrem Geschmack ist. Tonnenweise schütteten sie schon Blumenkohlköpfe auf Straßen und Schienen, dabei kümmerte es sie auch herzlich wenig, daß die französische Staatseisenbahn SNCF Klage über 5 Millionen Euro wegen Sachbeschädigung und Verkehrsbehinderung auf einem guten Dutzend bretonischer Bahnhöfe einreichte. Ein anderes Mal wurden die Verteilerzentren der Supermärkte mit 2500 Einkaufswagen blockiert, dann wieder einfach der Fisch aus den Regalen eben dieser Märkte geholt und kostenlos an die Bürger verteilt. Um gegen fallende Erzeugerpreise zu demonstrieren, gingen die bretonischen Landwirte dann den Eiern an den Kragen: zur Einstimmung wurden am ersten Tag des Protestes eben mal 45.000 Eier vor dem Warenverteilzentrum eines deutschen Discounters und 70.000 weitere an einem Kreisverkehr zerstört.

2013 hing (wieder einmal) ein Hauch von Revolution über der Bretagne. Allein in Quimper gingen mehr als 30.000 Menschen auf die Straße, um gegen die Ökosteuer für Lastwagen und ständige Steuererhöhungen zu demonstrieren und man sah wieder allorts die roten Mützen, die schon im 17. Jahrhundert zum Symbol des Widerstands geworden waren, als die Bretonen gegen Steuererhöhungen des Sonnenkönigs Ludwig XIV. protestierten. In ihrem „Code paysan“ forderten die aufständischen „Rotmützen“ damals nicht nur Gleichheit, sondern auch eine Tabakration nach der sonntäglichen Messe für jeden. „Ré zo ré“ (*Was zu viel ist, ist zu viel*) hieß der Slogan des Aufstandes und auf der „Place de la Résistance“ (dem *Platz des Widerstands*) in Quimper wogte ein Meer von schwarz-weißen bretonischen Fahnen (vgl. Anhang 1).

„Ganz Gallien ist in den Händen der Franzosen!“ so könnte man den vielzitierten Satz aus dem berühmten Comic abwandeln. Ganz Gallien? Nein. Ein Dorf mit unbeugsamen Bretonen widerstand in den 70er Jahren der Macht der ganzen Nation und brachte François Mitterrand einmal mehr um den Schlaf. Die unbeugsamen Bretonen, die Mitterrand die Nachtruhe raubten, leisteten ganze sieben Jahre lang -erfolgreich- Widerstand gegen den Bau eines Atomkraftwerkes in Plogoff, der 1980 endgültig als verhindert galt.

Die Revolte der „bonnets rouges“ von 2013 brachte die ohnehin schon angeschlagene französische Politik gehörig aus der Fassung. Selten hatte man in Quimper so viele „Rotmützen“ gesehen, als Zeichen der bretonischen Revolte gegen die Regierung von François Hollande in Paris und gegen den wirtschaftlichen Niedergang der Region. Von einem Reporter zu den Protesten befragt, sagte eine Bretonin: „Nun ja, der Bretonen ist ein ziemlicher Dickschädel. Geraume Zeit wird er tun, was man von ihm verlangt, aber irgendwann kommt der Punkt, an dem es knallt. Dann revoltiert er“.

Ebenfalls im Jahr 2013 eroberten die Bretonen Paris, und das unübersehbar. Die Wände der Metrostationen waren plötzlich mit einer Werbung für bretonische Erdbeeren aus Plougastel gepflastert, die zeigte, dass die Bretonen inzwischen durchaus in der Lage sind, über alt hergebrachte Klischees zu lachen. Da zierte doch tatsächlich eine leckere Erdbeere mit der typisch bretonischen Spitzenhaube auf dem Kopf unzählige Metrostationen. „Freizh“ hieß die beworbene Erdbeersorte, der Name eine gelungene Kombination aus *Fraise* (Erdbeere) und *Breizh* (Bretagne).

Bis heute sehen ihre französischen Landsleute die Bretonen als Sonderlinge und als das genaue Gegenteil des kultivierten Parisers an, – „Ils sont fous ces Bretons!“ (Sie sind

verrückt, diese Bretonen). Nun ja, damit können die Bretonen ganz gut leben, sie waren schließlich noch nie ein Volk *von der Stange*.

(Quelle: <https://www.kerarmor.de/bretagne-infos/bretonen-und-bretonisch/> (leicht verändert))

„*Wir sind Kelten*“, sagen die Bretonen immer noch von sich. Paris ist weit weg, nicht nur geographisch, sondern auch in den Köpfen der einheimischen Bevölkerung. Die Besinnung auf die keltischen Ursprünge hat die Bretonen im Laufe der Geschichte immer wieder zu Aufständen gegen fremde Besatzer angetrieben. Schon die Legionen Cäsars werden in ständige Scharmützel mit aufständischen Kelten verwickelt. Die Geschichten um den Comic-Helden Asterix, der tapfer und listenreich mit einer kleinen Schar Gleichgesinnter gegen die römische Übermacht kämpft, haben durchaus einen ersten Kern.

„*Aus Frankreich kommt nichts Gutes*“ – diesen Standpunkt vertreten viele Bretonen bis heute. Zu Beginn der Französischen Revolution im Jahre 1789 sind viele Bretonen von der Bewegung begeistert, einige treiben sie sogar maßgeblich mit an. Doch als die Pariser Revolutionäre neben dem Adel auch die katholische Kirche als Übel des alten Systems ins Visier nehmen, kippte die Stimmung in der christlich-konservativen Bretagne. Es formierte sich die Widerstandsbewegung der Chouans, die mit einer Art Guerillataktik dem Zentralstaat bis in die napoleonische Zeit arg zusetzte, letztendlich aber doch zerschlagen wurde. Aus dieser Zeit resultiert das Bild vom rückständigen, widerborstigen Bretonen in Frankreich, der sich den Errungenschaften der Moderne verschließen will. So ist es nicht verwunderlich, dass während des Ersten Weltkrieges Bretonen als Kanonenfutter an die vorderste Front geschickt wurden. Keine andere französische Region musste in den vier Jahren des Krieges so viele Verluste hinnehmen wie die Bretagne. Auch im Zweiten Weltkrieg hatte die Region hohe Verluste zu verzeichnen. 1944 glaubten viele Franzosen, der Großteil der Bretonen habe mit den Deutschen kollaboriert. Tatsächlich hat in den Jahren zuvor eine kleine Minderheit bretonischer Nationalisten mit den deutschen Besatzern sympathisiert. Ein weitaus größerer Teil der Bevölkerung engagierte sich dagegen in der französischen Widerstandsbewegung, der Résistance. Dennoch wurden alle, die sich zu dieser Zeit für die bretonische Kultur und Sprache einsetzen, unter Generalverdacht gestellt. Viele von ihnen ließ die französische Armee sogar erschießen.

(Quelle: <https://www.planet-wissen.de/kultur/westeuropa/bretagne/pwiemagischebretagnemaerchenundlegenden100.html> (auszugsweise))

Literaturhinweise

- CURTIVS, E. R. (1930): Der französische Kulturbegriff. In: Ders. & B. BERGSTRÄSSER (Hrsg.): Frankreich, Bd. 1. Berlin und Leipzig, S. 1-28.
- WACKERMANN, G. (1982): Sozio-ökonomische und kulturelle Funktionen periodischer Märkte im Nordosten und Südosten Frankreichs. In: GORMSEN, E. (Hrsg.): Periodische Märkte in verschiedenen Kulturkreisen. *Mainzer Geographische Studien* 12, S. 63-73.

BÜDEL, BURKHARD & ALFRED PLETSCH
Der Wasgau: Naturphänomene, Burgen, Festungen
 (mit einem Anhang von CHRISTIAN BÜDEL)

Die Ankündigung dieser Exkursion hatte zunächst einige Rückfragen zur Folge. Offensichtlich ist der Bekanntheitsgrad der beidseits der deutsch-französischen Grenze gelegenen historischen Landschaft des Wasgaus nicht sehr groß, verständlich, wenn man die heutige Verkehrsinfrastruktur zugrunde legt. Die großen Leitlinien folgen im Osten dem Verlauf des Oberrheingrabens in nord-südlicher Richtung, im Norden verlaufen sie vom Rhein-Neckar-Gebiet über Kaiserslautern und Saarbrücken zum Pariser Becken von Ost nach West. In dem so gebildeten Winkel bildet der Pfälzerwald das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands, das sich auf französischer Seite in den Nordvogesen fortsetzt. Dass dieser Raum sowohl naturräumlich als auch kulturhistorisch eine Vielzahl von Besonderheiten aufweist, erschließt sich allerdings rasch, sobald man ihn etwas näher kennenlernt. Dies aufzuzeigen war ein Hauptanliegen der Exkursion, an der folgende Personen teilnahmen:

Adorf, Ulla	Hirschel, Bärbel	Pletsch, Alfred, Dr.
Anger, Carl	Hirschel, Walter	Pletsch, Erika
Bier, Karla	Jöllенbeck, Brigitte	Romang, Margit
Büdel, Burkhard, Dr.	Jöllенbeck, Dieter	Schäfer, Helga
Dany, Heidi	Jungmann, Walter W., Dr.	Schmidt, Edith
Dany, Hermann	Köhler, Angelika	Schulz, Sabine, Dr.
Dette, Gabriele, Dr.	Köhler, Benno	Simon, Wilhelm
Diedrich, Reinhard, Dr.	Kölsch, Brigitte	Stein, Reinhild
Diedrich, Ursula	Loose, Brita	Thielicke, Dirk
Donges, Hans-Joachim	Loose, Heiner	Vetter, Heidi
Dukat, Ulrike	Maas, Angelika	Watz, Ulrike
Füllung, Lydia	Maas, Karl-Otto	Wimmel, Frank, Dr.
Gähler, Renate, Dr.	Majewski, Irene von	Wimmel, Waltraut
Georgy, Bernd	Merte, Dieter	Zerahn, Wolfgang, Dr.
Georgy, Monika	Morherr, Marianne	Zwickenpflug, Maria
Hermann, Rainer	Müller, Iris	Busfahrer: Geiler, Stefan (Firma Lauer, Beltershausen)

Die Unterbringung der Gruppe erfolgte im als *Land-Gut-Hotel* zertifizierten *Schweigener Hof* in Schweigen-Rechtenbach, unmittelbar am Deutschen Weintor gelegen, das den südlichen Endpunkt der Deutschen Weinstraße nur wenige Meter vor der deutsch-französischen Grenze markiert. Die Wahl dieses Standorts erwies sich schon rasch als wahrer Glücksgriff. Neben einer sehr komfortablen Zimmerausstattung

verdient die Gastronomie des Hauses besonderer Hervorhebung, und dass wir uns am Frühstücksbuffet noch ohne Aufpreis für das Mittagspicknick versorgen durften, muss schon als außergewöhnliches Entgegenkommen bewertet werden. Hinzu kam, dass alle Ziele der Exkursion von diesem Standort aus ohne größere Schwierigkeiten erreicht werden konnten, trotz einer für Reisebusse nicht übermäßig komfortablen Infrastruktur, die insbesondere das Kerngebiet des Wasgau kennzeichnet.

Bevor im Folgenden die Tagesprogramme chronologisch erläutert werden, soll das Exkursionsgebiet in vier einführenden Kapiteln kurz vorgestellt werden. Hier und im weiteren Text sind außerdem mehrere Textfelder eingefügt, in denen besondere Sachverhalte unter Zuhilfenahme diverser Internetquellen detaillierter dargestellt werden. Die bildliche Dokumentation wurde von Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Exkursion zur Verfügung gestellt, wofür ihnen an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

Zur naturräumlichen Einordnung des Wasgau

Der sprachliche Ursprung des *Wasgau* lässt sich auf die keltische Berg- und Waldgottheit *Vosegus* zurückführen, die somit namensgebend für die Gegend geworden ist. Unter den Römern findet sich die Bezeichnung in den Landschaftsnennungen *Vosegus mons* (*Vosegus-Gebirge*) bzw. *Silva Vosegus* (*Vosegus-Wald*) wieder. Dieser Name wurde im Französischen zu *Vosges*, im Mittelhochdeutschen zu *Wasigen*, aus dem dann *Wasgau* und *Wasgenwald* wurde. Durch den Verlauf der deutsch-französischen Grenze verfestigten sich diese Bezeichnungen im Verlauf der Geschichte, mit einer interessanten Zäsur, die hier zumindest angedeutet sei. Während der Zeit von 1871 bis 1919, als das Elsass und Teile Lothringens vorübergehend wieder zu Deutschland gehörten, wurden die Vogesen in *Wasgenwald* umbenannt, um den deutschen Anspruch auf dieses Gebiet auch etymologisch zu betonen.

Räumlich-geographisch wird die Mittelgebirgslandschaft des Wasgau (frz. *Vasgovie*) vom Südteil des Pfälzerwalds und dem Ostteil der Nordvogesen gebildet. Sie erstreckt sich grenzüberschreitend von der Queich im Norden bis zur Zaberner Steige (frz. *Col de Saverne*) im Süden (Abb. 1). Das Relief des Wasgau unterscheidet sich von dem des nördlich angrenzenden Mittleren Pfälzerwalds durch eine stärker gegliederte Struktur mit häufigen Kegelbergen sowie deutlich abgerundeten Kuppen. Dazwischen befinden sich teilweise ausgedehnte Verebnungsflächen.

Aufgrund ihres kleingliedrigen Reliefs ist der Wasgau durch eine große Formenvielfalt gekennzeichnet. Die oft isoliert stehenden Einzelgipfel erreichen eine durchschnittliche Höhe von 400 bis 500 m ü. NN. Die höchsten Erhebungen befinden sich im nördlichen und zentralen Wasgau (z. B. Wegelnburg, 570,9 m ü. NN, Hohenburg, 551 m ü. NN), außerdem am Rand des Oberrheingrabens (z. B. Rehberg bei Annweiler 576,8 m ü. NN). Die Dachfläche sinkt in Richtung Westen und Süden bis zur Zaberner Steige auf durchschnittlich etwa 350 bis 400 m ü. NN ab.

Geologisch wird der Wasgau als Teil des Pfälzerwalds und der Nordvogesen durch Gesteinsschichten des Buntsandsteins (und in geringerem Maße auch des Zechsteins)

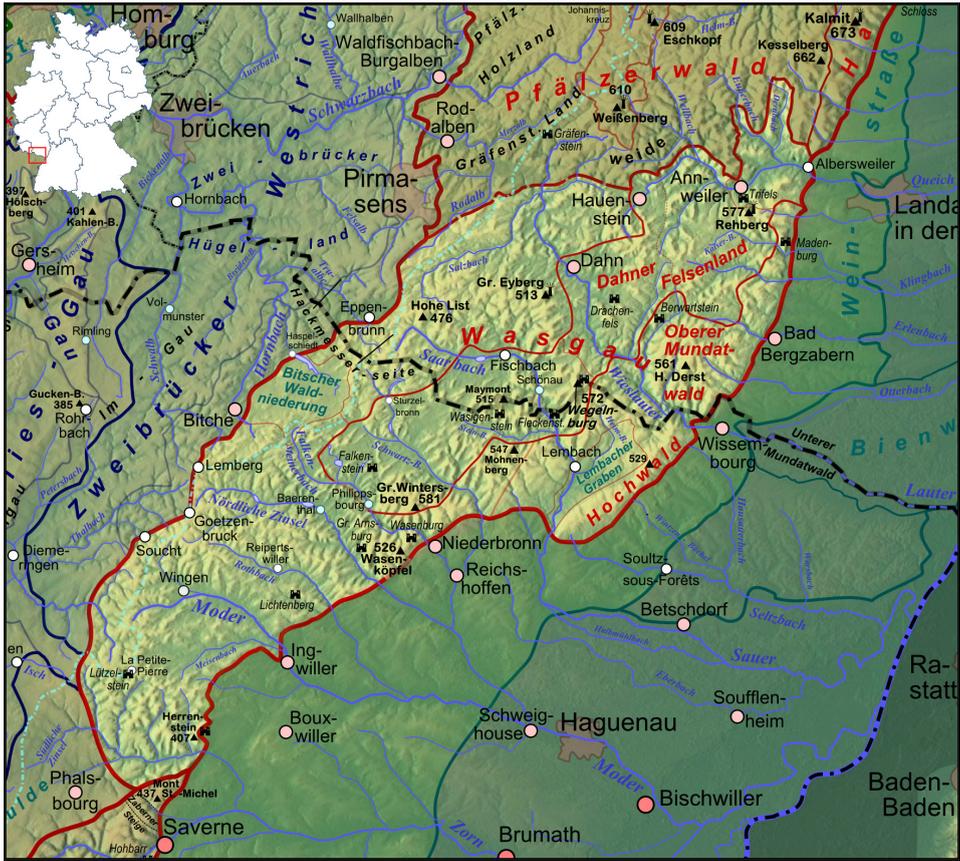


Abb. 1: Der Wasgau im Südteil des Pfälzerwaldes und im Ostteil der Nordvogesen
 (Quelle: Elop, based on work by Lencer, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/46/Pfalzerwaldkarte_Wasgau.png, GNU Free Documentation License)

geprägt, die im ausgehenden Perm (vor 256-251 Mio. Jahren) und zu Beginn der Trias (vor 251-243 Mio. Jahren) unter vorwiegend wüstenhaften Klimabedingungen abgelagert wurden. Es entstanden Sedimentabfolgen mit einer Mächtigkeit von etwa 500 Metern, die eine unterschiedliche Festigkeit, Dichte und Färbung besitzen und aus häufig stark verfestigten, kieselig gebundenen mittel- und grobkörnigen Sandsteinen, zum Teil aber auch aus feinkörnigen Sandsteinen mit toniger Bindung und Schiefer-tonen bestehen. Gegliedert werden diese Gesteine in unterschiedliche Schichten, wobei die Formation des Buntsandsteins traditionell zwischen dem Unteren, Mittleren und Oberen Buntsandstein untergliedert wird. Diese Gesteinsschichten erfuhren im Paläogen (vor 65-23,8 Mio. Jahren) während der Bildung des Oberrheingrabens tektonisch bedingte Verwerfungen, die für das heutige Landschaftsbild von entscheidender Bedeutung sind. Dabei wurden die Grabenränder angehoben und die Schichten des Buntsandsteins, zum Teil auch ältere Gesteine (Zechstein, Rotliegendes) als Folge der

Abtragung des Deckgebirges freigelegt. Es kam zu Schrägstellung, Aufwölbung und zum Zerschneiden der verschiedenen Gesteinsschichten.

Morphologisch waren diese Aufwölbungen in den nördlichen und zentralen Teilen des Wasgau, das heißt im Bereich des *Südpfälzer Sattels*, besonders ausgeprägt, so dass hier die Deckschichten stärker abgetragen wurden. Da die Formationen des Zechsteins, zum Beispiel die Annweiler- und Speyerbach-Schichten, eher aus feinkörnigeren Sandsteinen mit toniger Bindung und Schiefertönen bestehen und deshalb eine weichere Konsistenz besitzen, konnte dieses Material besser ausgeräumt und ältere Gesteine des Zechsteins und Gesteine des Rotliegenden freigelegt werden. Dadurch bildeten sich breite Täler und Verebnungsflächen, wie sie besonders für den nordöstlichen Wasgau charakteristisch sind. Gleichzeitig blieben Teile des Unteren Buntsandsteins, die sogenannten Trifels- und Rehbergschichten, erhalten, da sie größtenteils aus härterem Quarzsandstein bestehen und deshalb gegenüber Verwitterung und Abtragung besonders widerstandsfähig sind. Es entwickelte sich durch Erosion im Neogen (vor 23,8-2,8 Mio. Jahren) und vor allem im Quartär (vor 2,8-0,01 Mio. Jahren) das kleingliedrige Relief des *Wasgauer Felsenlands*, das sich von Annweiler im Nordosten bis etwa zum Falkensteiner Bach bei Philippsburg im Südwesten erstreckt und damit das eigentliche Kerngebiet des Wasgau bildet.

Das Wasgauer Felsenland ist reich an bizarren Sandsteinfelsen, die im Laufe von Jahrmillionen durch Verwitterung und Abtragung der unterschiedlich stark verfes-



Abb. 2: Wabenverwitterung an den Altschlossfels (vgl. Textfeld T 1; Foto: © H. Dany)

T 1: Wabenverwitterung (auch Lochverwitterung, englisch: *honeycomb weathering*). Der Begriff beschreibt die an Honigwaben erinnernden vielen Einhöhungen, die sich meist an vorgegebene Gesteinsstrukturen (Schichtung, Schieferung, Klüftung) anlehnen und die namentlich bei Sedimentgesteinen durch Lösung und Wiederverfestigung des Bindemittels (z. B. Kalk oder Kieselsäure) wabenartige Strukturen entstehen lassen. Die Lochflächen liegen vorzugsweise an südexponierten Wänden unterhalb von Felsüberhängen, die die Löcher weitgehend von ablaufendem Regenwasser schützen und so trocken und flechtenfrei halten. Ist ein Loch erst einmal entstanden, dann konvergiert das Sickerwasser bereits im Fels dahinter zum Loch hin, der körnige Zerfall dort wird also verstärkt, auf den wasserärmeren Außenrändern des Lochs dagegen abgeschwächt. Wenn die Seitenwände benachbarter Löcher durchwintern, entstehen kleine Galerien, in denen die vorderen Resten der Seitenwände als kleine Sandsteinsäulchen stehen geblieben sind (vgl. Abb. 2). Stellenweise findet man weiße Salzkrusten, die von an der Wand austretendem Sickerwasser bei dessen Verdunstung ausgeschieden werden. Das Sickerwasser bewirkt die Entstehung der Löcher durch Frostsprengung und Salzsprengung, an Sandsteinen mit löslichem Bindemittel auch durch dessen Lösung. (Quelle: AHNERT 1996, verändert)

tigten Gesteinsschichten des Unteren und Mittleren Buntsandsteins entstanden sind. Dabei werden allein im pfälzischen Teil des Wasgau über 200 Felsmassive und freistehende Felstürme gezählt. Je nach Erosion der Trifels-, Rehberg- und Karlstalschichten unterscheidet man Felsriffe (z. B. Heiden- und Buhlsteinpfeiler bei Busenberg; Lämmerfelsen bei Dahn), Felswände (z. B. Asselstein bei Annweiler; Erbsenfelsen bei Egelshardt) und Felsmauern (z. B. Dimberg bei Dimbach). Weitere Formen sind Felstürme (z. B. Hundsfelsen bei Waldrohrbach; Hühnerstein bei Hauenstein) und Felsklötze (z. B. Lindelbrunn bei Vorderweidenthal; Fleckenstein bei Hirschthal bzw. Lembach), die man häufig auf Kegelbergen findet. Durch kleinförmige Verwitterung schmaler, unterschiedlich harter Schichten entstanden Felsöffnungen, Torfelsen (z. B. Eilöchelfelsen bei Busenberg), Felsspalten (z. B. Braut und Bräutigam bei Dahn) und Tischfelsen (z. B. Teufelstisch bei Hinterweidenthal). An vielen Felsen – zum Beispiel am fast zwei Kilometer langen Felsenriff der Altschlossfelsen – sind außerdem gesimsartige Überhänge und Wabenverwitterung prägend (Abb. 2 und Textfeld T 1).

Das Biosphärenreservat Pfälzerwald-Nordvogesen

Das größte zusammenhängende Waldgebiet der Bundesrepublik Deutschland, der Pfälzerwald, befindet sich im Süden von Rheinland-Pfalz. Mit der Anerkennung als Biosphärenreservat durch die UNESCO im Jahre 1992 wurde diese Region zu einer Modelllandschaft, in der langfristig ein harmonisches Miteinander von Mensch und Natur gesichert werden soll.

Entstehung: Am Anfang der Entwicklung steht die Gründung des Naturparks Pfälzerwald im Jahr 1958. Primäres Ziel war es, für die Bevölkerung der umliegenden Ballungsräume eine großräumige, weitgehend unberührte und naturnahe Landschaft als Ort der Erholung und Begegnung mit der Natur zu erhalten und zu erschließen. Offiziell unter Schutz gestellt wurde er im Jahr 1967 als Landschaftsschutzgebiet „Na-

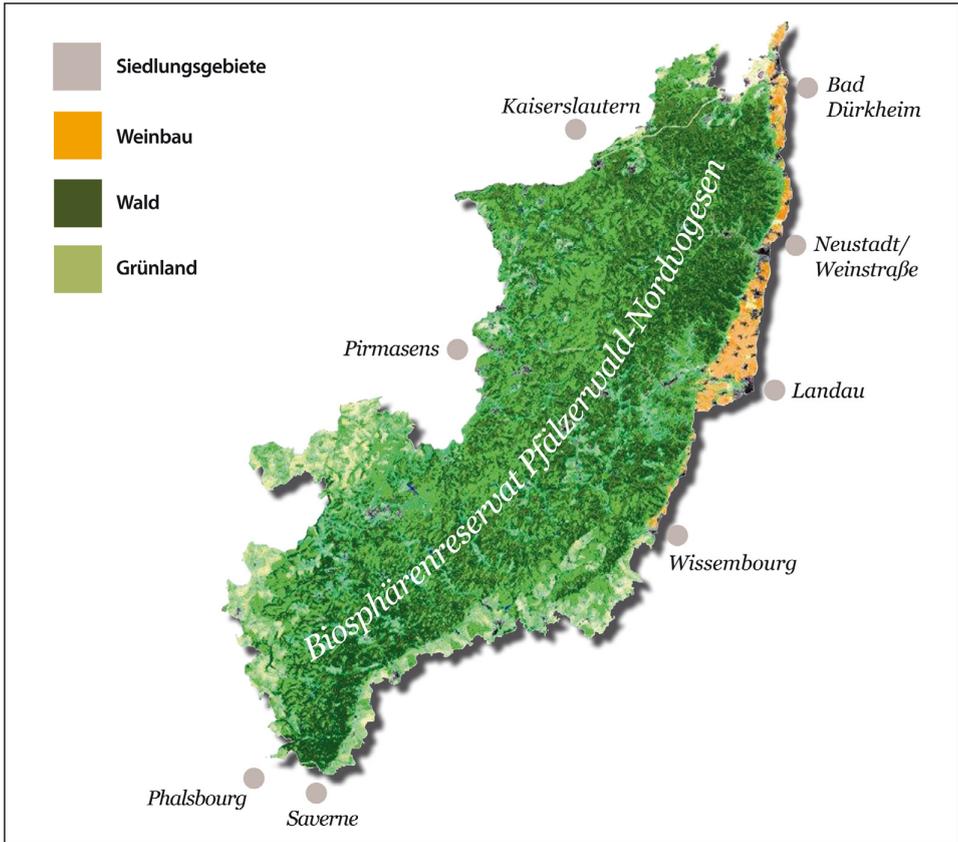


Abb. 3: Das Biosphärenreservat Pfälzerwald-Nordvogesen (Quelle: <https://www.pfaelzerwald.de/biosphaerenreservat/>)

turpark Pfälzerwald“, aktualisiert und erweitert wurde die Unterschutzstellung mit der Landesverordnung über den Naturpark Pfälzerwald von 1984.

Im Jahr 1992 wurde das 179.000 Hektar große Gebiet wegen seines besonderen Vorbild- und Modellcharakters als 12. deutsches Biosphärenreservat von der UNESCO (Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur) anerkannt und in das weltweite Netz der Biosphärenreservate aufgenommen. Damit gilt der Pfälzerwald als wichtiger Mosaikstein für die globale Erhaltung der biologischen Vielfalt und nachhaltige Nutzung der natürlichen Ressourcen der Erde.

Seit 2020 gilt die neue Landesverordnung über das Biosphärenreservat, die die Naturparkverordnung abgelöst hat. Seit dem Jahr 1998 ist das Gebiet der deutsche Teil des grenzüberschreitenden deutsch-französischen *Biosphärenreservats Pfälzerwald-Nordvogesen* (Abb. 3). Seitdem zielen viele über die Grenze hinweg zusammen durchgeführte Projekte auf die Schaffung einer gemeinsamen Identität und einer gemeinsamen Verantwortung für das vorhandene und zu bewahrende Natur- und Kulturerbe.

Ziele des Biosphärenreservats: Biosphärenreservate tragen dazu bei, natürliche Ressourcen zu erhalten, Umweltbelastungen vorzubeugen und umweltgerechtes Verhalten bewusst zu machen. Spezielle Entwicklungs- und Förderprogramme, Forschung, Umweltbeobachtung und Schaffung eines breiten Umweltverständnisses sollen ein harmonisches Miteinander von Mensch und Umwelt langfristig sichern. Dazu gehört auch, dass beispielhafte und zukunftsfähige Konzepte zu dessen Schutz, Pflege und Entwicklung ausgearbeitet und umgesetzt werden. Das Biosphärenreservat ist eine über Generationen von Menschen geprägte Kulturlandschaft. Diese ist Basis und Lebensader für Holz- und Forstwirtschaft, Landwirtschaft, Weinbau und Tourismus. Das Biosphärenreservat ist ein wichtiger Wasserspeicher, ein wertvoller Frischluftspender und ein bedeutendes Naherholungsgebiet für die gesamte Region.

Landschaftliche Eigenart: Das Biosphärenreservat besteht aus zwei großen Naturräumen: dem Pfälzerwald und einer sich östlich anschließenden, vom Weinbau geprägten Landschaft, die als Weinstraße bezeichnet wird. Von Westen nach Osten wird der Pfälzerwald von drei großen, tiefeingeschnittenen Bachtälern durchschnitten. Dies sind im Süden das Queichtal, in der Mitte das Hochspeyerbachtal und im Norden das Isenachtal. Eine Vielzahl von Seitentälern untergliedern das Mittelgebirge

weiter und bewirkt so die besondere Vielgestaltigkeit der Landschaft.

Der Pfälzerwald ist das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands. Rund 70 Prozent der Bestockung wird aus Nadelhölzern gebildet, wobei die Kiefer an erster Stelle steht, weil sie am besten mit den trockenen und nährstoffarmen Sandböden des Buntsandsteins zurechtkommt. Berühmt sind auch die wertvollen Furniereichenbestände des inneren Pfälzerwalds und die Edelkastanienwälder am Fuß des Pfälzerwalds zur Weinstraße hin (vgl. Abb. 4 und Textfeld T 2).

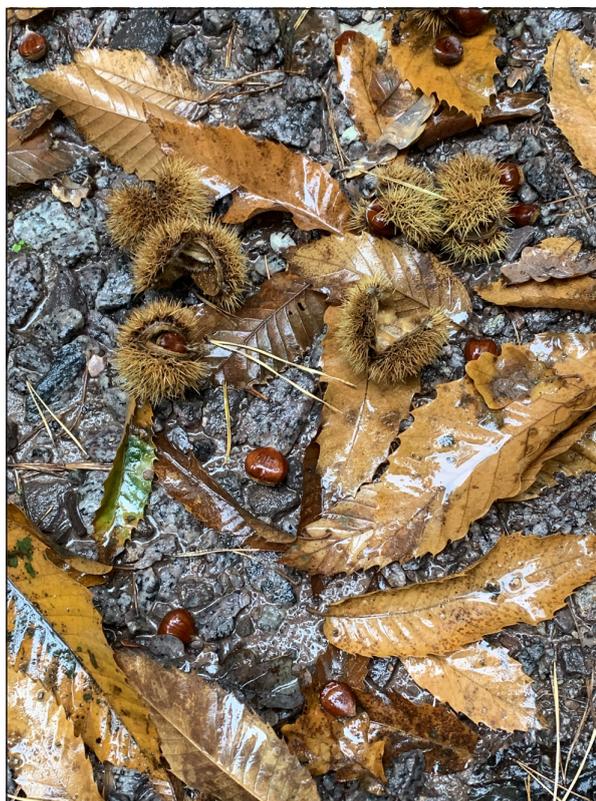


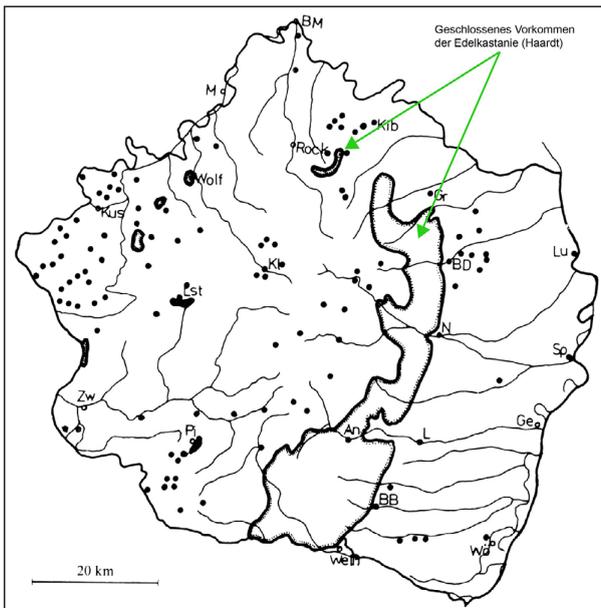
Abb. 4: Der Wanderweg im herbstlichen Käschtwald
(Foto: © H. Dany)

T 2: Botanische Anmerkungen zum Pfälzerwald: Das Gebiet des Pfälzerwaldes und der Nordvogesen wurde erst spät - im hohen Mittelalter - intensiver besiedelt. Zwar gibt es vorher Hinweise auf einzelne vermutlich keltische Anlagen, aber es kann nicht von einer größeren Besiedlung ausgegangen werden. Erste Berichte von 1803 und 1804 zum Waldzustand überliefern: „daß weite Teile des heutigen Pfälzerwaldes, soweit sie damals nicht entwaldet waren, naturwaldartigen bzw. urwaldartigen Charakter hatten (...), daß durch die Axt jene Wälder noch nicht geschändet wurden, wie es späterhin, besonders jetzt, leider, der Fall ist“ (siehe PREUSS, 1983). Mit der hochmittelalterlichen Besiedlung setzte eine intensive Waldnutzung um die Siedlungen herum ein. Holz wurde zum Bauen und als Energieträger (Feuerholz, Holzkohle) und zur Pottasche-Gewinnung für die Glasherstellung genutzt. Der Bergbau auf Eisenerz im Pfälzerwald bei Nothweiler ist alt und geht auf das Hochmittelalter zurück, endete aber mit dem Dreißigjährigen Krieg. Erst um 1730 wurde der Erzabbau im Pfälzerwald wieder belebt und Eisenhämmer entstanden in den Tälern (KAISER-CLOER, 1987). Die mit diesen Nutzungen verbundenen Aktivitäten dürften dem Wald sehr zugesetzt haben (vgl. hierzu Abb. 17a und b, S. 93).

Im Wasgau würde ohne menschliche Eingriffe Buchenwald (*Fagus sylvatica*) dominieren, durchsetzt mit Traubeneichen (*Quercus petraea*) und in den Höhenlagen zusätzlich mit Tannen (*Abies alba*) und Ahornarten (*Acer pseudoplatanus*, *A. platanoides*). Je nach Exposition und Lage sind auch Linde (*Tilia cordata*) und Hainbuche (*Carpinus betulus*) zu finden. Pionierbaumarten sind Mehlbeere (*Sorbus aria*), Vogelbeere (*Sorbus aucuparia*) sowie Birken (*Betula pendula*). Entlang von Bächen wachsen Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) und verschiedene Weidenarten (*Salix* spp.). Seit der Einrichtung des Biosphärenreservats gewinnen die Wälder zunehmend ihren ursprünglichen Charakter zurück. Im heutigen Wirtschaftsforst jedoch dominieren im südlichen Pfälzerwald Kiefern

und im nördlichen Pfälzerwald Fichten, durchsetzt mit einem niedrigen Buchen- und Eichenanteil.

Eine Besonderheit ist die Edelkastanie (*Castanea sativa*), welche zu den Buchengewächsen gehört. Sie kommt geschlossen in einem Streifen am östlichen Rand des Pfälzerwaldes (Haardt) vor, hat aber auch einige Exklaven und inselartige Vorkommen im restlichen Pfälzerwald (PREUSS 1987). Deren Vorkommen ist höchstwahrscheinlich auf die Römer zurückzuführen, welche diesen Baum, vermutlich zusammen mit dem Weinbau, in die Pfalz gebracht haben.



Verbreitung der Edelkastanie (*Castanea sativa*), lokal Keste oder Käschte genannt. Inselartige Vorkommen = schwarze Punkte, dicke Linien = größere Vorkommen (Quelle: LANG 1970, verändert)

(Text: B. BÜDEL)

Aspekte der Waldentwicklung in Mitteleuropa

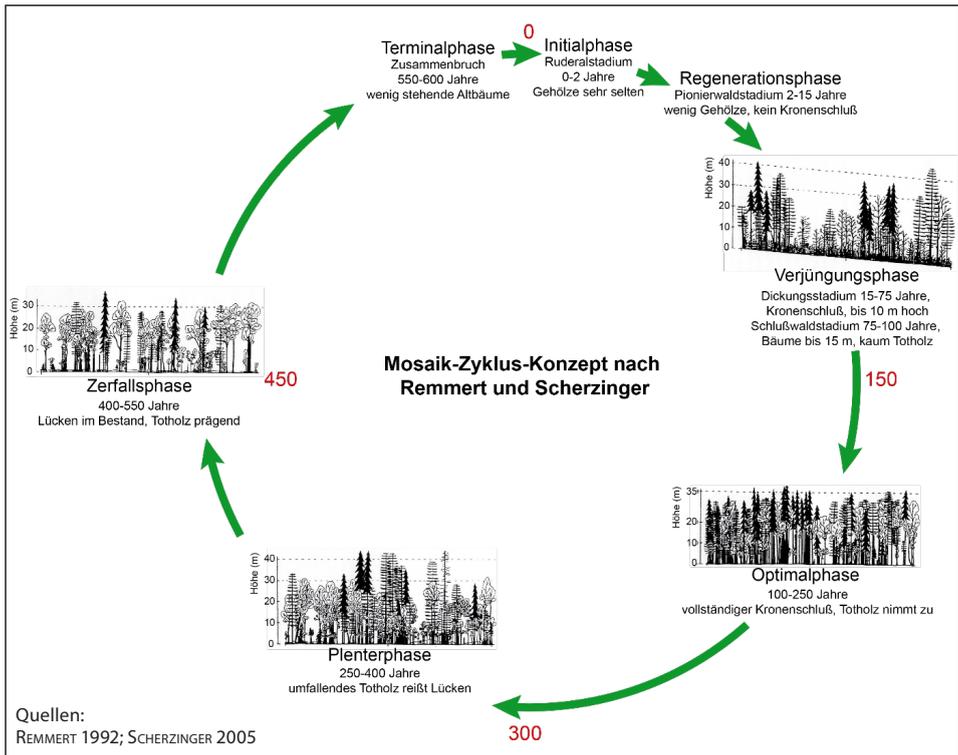
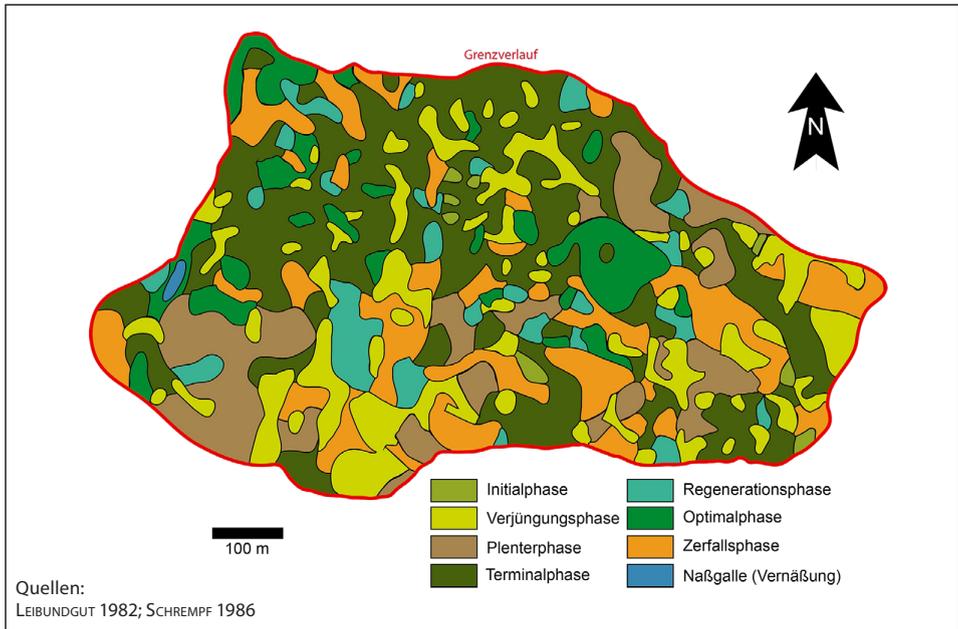


Abb. 5: Mosaik-Zyklus Modell der Entwicklung europäischer Wälder der gemäßigten Zone

Mosaik der verschiedenen, abgrenzbaren Waldentwicklungsstadien am Beispiel des seit mindestens 600 Jahren aus jeglicher Nutzung genommenen Rothwaldes in den Ybbstaler Alpen, Österreich. Diese spiegeln die permanente Bestandsdynamik eines dauerhaften Waldes wider (Waldmosaik verändert nach SCHREMPF 1986 sowie Waldphasen nach LEIBUNDGUT 1982). *Verjüngungsphase*: beginnt nach dem Zusammenbruch mit einer Wiederbesiedlung durch Pionierpflanzen (Gräser, Stauden, Sträucher Pionierbäume = *Ruderalphase*) und geht nach 2-15 Jahren über in eine *Pionierwaldphase*, in der Sträucher und Bäume dominieren. Danach kommt es zu einer *Dickungsphase* (ca. 60 Jahre lang) mit ca. 10 m hohen Bäumen, die langsam Kronenschluss erreichen. Viele Pionierbäume werden in dieser Phase durch charakteristische Waldbäume ersetzt (je nach Bodenverhältnissen in unterschiedlicher Zusammensetzung: Buche, Eiche, Ahorn, Linde, Ulme, Esche usw.); *Optimalphase*: etwa 100 Jahre nach der Verjüngung erreicht der herangewachsene Wald die Phase der mengenmäßig größten Zuwächse. Die Bäume sind zwischen 20-30 Meter hoch und das Kronendach mehr oder weniger geschlossen. Der Anteil an totem Holz nimmt leicht zu; *Plenterphase*: wird nach etwa 250 Jahren erreicht, kann 150 Jahre dauern. Einzelne Bäume sterben ab, fallen und erhöhen den Totholzanteil; *Zerfallsphase*: beginnt nach etwa 400 Jahren, kann 150 Jahre dauern. Der Wald wird lückenhaft und Totholz ist prägend für diesen Waldzustand. Es gibt nur noch wenige stehende Altbäume.

Eine wichtige Hypothese basiert auf der Annahme, dass in einem ungestörten Lebensraum die Pflanzen zur Dominanz gelangen, welche am besten mit dem gegebenen Klima zurechtkommen (= „Klimax“-vegetation). Demnach würden nach dem Ende der Eiszeit dichte Wälder in unterschiedlichen Entwicklungsstadien (Aufwuchs, Jungwald, reifes Stadium, Altersphase, Zerfallsphase) vorherrschen. Da alle Stadien zugleich vorkommen (Abb. 5), wird dieses Modell auch das Mosaik-Zyklusmodell genannt (nach REMMERT 1992, siehe auch SCHERZINGER 2005). Gelegentlich findet sich auch die Auffassung, dass in erster Linie menschliche Rodungen die mehr oder weniger dichten Wälder aufgebrochen hätten.

Eine zweite Hypothese geht davon aus, dass vermutlich die ursprünglich in europäischen Wäldern anwesenden großen Pflanzenfresser wie Wisente, Auerochsen, Rothirsche (möglicherweise auch Wildpferde) viele offene Flächen geschaffen haben. Nach dieser, z. T. umstrittenen, Megaherbivoren-Hypothese (Megaherbivoren = große Pflanzenfresser) war die natürliche Vegetation West- und Mitteleuropas also bereits vor den großflächigen Eingriffen des Menschen von halboffenen Wäldern geprägt.

Durch diese Pflanzenfresser wäre weiterhin verhindert worden, dass sich in Mitteleuropa offene Landschaften in dichte, geschlossene Wälder verwandelten. Später sei dieser Einfluss durch Nutztiere weitergeführt worden, die zur Weide in die Wälder getrieben wurden. Denkbar wäre auch, dass schon eine jagdliche Nutzung der Gebiete für einen signifikanten Einfluss auf die Vegetationsentwicklung ausreicht, z. B. durch Rückzug der Pflanzenfresser in weniger leicht für den Menschen zugängliche Gebiete als Reaktion auf den Jagddruck in der Umgebung. Klar wird durch diese Argumente aber auch, wie wenig wir tatsächlich über die natürliche/ursprüngliche Entwicklung unserer heimischen Wälder wissen.

Burgenland Wasgau

Deutschland gilt allgemein als Land der Burgen, jedoch ist deren regionale Verteilung recht unterschiedlich. Man kann klar zwischen burgenarmen Regionen und solchen mit hoher Burgendichte unterscheiden (Abb. 6). Der Wasgau nimmt diesbezüglich eine Zwischenstellung ein, wobei einige der teilweise gewagt auf Felsriffen und -klötzen errichteten Anlagen Geschichte geschrieben haben. In der während des 20. Jh. teilrestaurierten Reichsburg Trifels bei Annweiler wurden z. B. im Mittelalter zeitweise die Reichskleinodien verwahrt, der Berwartstein bei Dahn verbindet sich mit dem legendären Ritter Hans von Trotha, genannt „Hans Trapp“. Die Burg Drachenfels

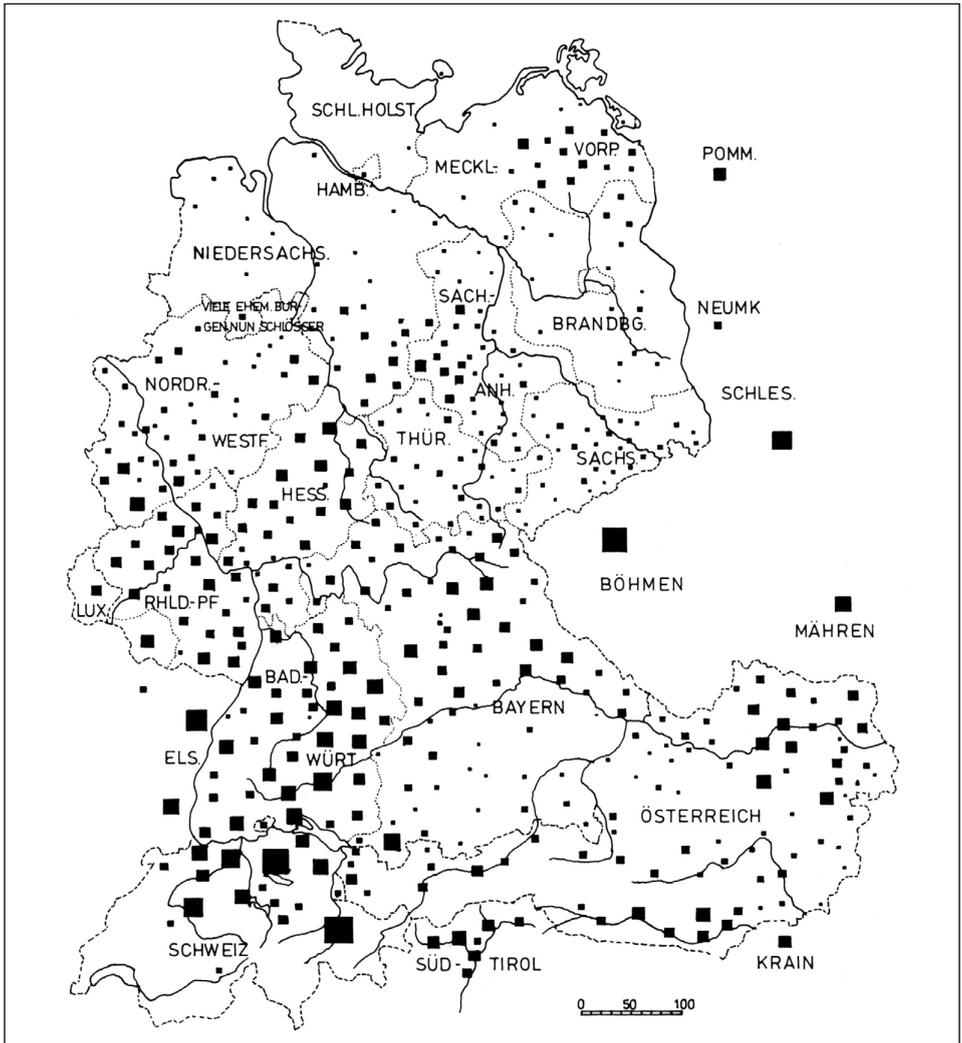


Abb. 6: Burgendichte in Deutschland und angrenzenden Regionen (Quelle: KRAHE 1996)



Abb. 8: Stadtplan von Wissembourg (Ausschnitt; Quelle: Flyer des Office de Tourisme)

Freitag, 14.10.2022: Anfahrt über die Deutsche Weinstraße nach Schweigen-Rechtenbach. Nachmittags: Wanderung nach Wissembourg. Stadtrundgang mit besonderer Berücksichtigung der historischen Festungsanlagen.

Trübes Wetter und Nieselregen waren ein eher ungünstiger Auftakt der Exkursion, was während der vormittäglichen Anfahrt von Marburg zum Zielort Schweigen-Rechtenbach noch nicht weiter störte. Für die Nachmittagswanderung ins französische Wissembourg konnten dann zunächst sogar die Schirme im Rucksack bleiben, zumindest zu Beginn des Stadtrundgangs, der uns mit der bewegten geschichtlichen Entwicklung und den Sehenswürdigkeiten der Stadt vertraut machen sollte.

Die Ursprünge Wissembourgs reichen bis ins 7. Jh. mit der Gründung eines Klosters zurück, das rasch an Bedeutung gewann und zu einer bedeutenden Abtei wurde. Auch die um das Kloster entstandene Ansiedlung entwickelte sich rasch, allerdings blieb diese Nachbarschaft im Laufe der Jahrhunderte nicht frei von Konflikten, die auch die Territorialherren der umliegenden Burgen mit einbezogen. Beispielhaft sei der Zwist des Klosters mit Hans von Trotha, dem Burgherrn des nahen Berwartsteins, genannt, in den auch die Kurfürsten von der Pfalz, der römisch-deutsche König und spätere Kaiser Maximilian I. und sogar die Päpste Innozenz VIII. sowie Alexander VI. verwickelt wurden. Höhepunkt der Auseinandersetzung war 1485 die sogenannte *Wasserfehde*, als Hans von Trotha zunächst Weißenburg das Wasser entzog, indem er die Lauter aufstauen ließ, um dann den Damm einzureißen und der Stadt eine gewaltige Überschwemmung zu bescheren (vgl. Textfeld T 4).

Nach dem Westfälischen Frieden 1648 kamen große Teile des Elsass unter französische Herrschaft, einschließlich der Städte des 1354 gegründeten Zehnstädtebundes (*Dekapolis*), dem auch Wissembourg angehörte. Mit der Französischen Revolution erfolgte die Einbindung in das moderne Verwaltungs- und Rechtssystem des Lan-

T 4: Ritter **Hans von Trotha** († 1503 auf Burg Berwartstein) war Marschall der Kurfürsten von der Pfalz. Als nachgeborener – vierter – Sohn einer Adelsfamilie trat Hans schon als junger Mann gegen Ende der 1470er Jahre in die Dienste von Philipp dem Aufrichtigen, dem Kurfürst und Pfalzgraf bei Rhein in Heidelberg. Bekannt wurde Hans durch seine Fehde mit dem Kloster Weißenburg im Elsass und dessen Abt Heinrich. Denn der Berwartstein und einiges mehr, was zu der Burg gehörte, eben das „Zugehör“, stand ursprünglich im Eigentum des Klosters, das sich 1453 lediglich unter den Schutz des Kurfürsten stellen wollte, indem es ihm das sogenannte Öffnungsrecht gewährte. Als Hans von Trotha 1485 das „Zugehör“ der Burg einforderte, wandte sich der Abt um Beistand an den Kurfürsten. Dieser reagierte jedoch anders als vom Kloster erwartet: Er erhob von Trotha in den Rang eines Marschalls und verkaufte ihm die gesamten strittigen Liegenschaften. Als die Streitigkeiten mit dem Kloster auf dem Höhepunkt angelangt waren, ließ Hans von Trotha die nahe Wieslauter aufstauen und entzog so dem abwärts gelegenen Klosterstädtchen Weißenburg das Wasser. Die Sperre errichtete der Ritter bei der Ortschaft Bobenthal 5 km südlich des Berwartsteins, wo ein kleiner Stausee entstand. Die andauernden Beschwerden des Abtes beantwortete Trotha mit dem Einreißen des Damms – und verursachte damit in Weißenburg eine gewaltige Überschwemmung. (Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Hans_von_Trotha#Fehde_mit_dem_Kloster_Weißenburg)

des. Die Stadt Wissembourg war fortan Sitz einer Unterpräfektur (*Sous-préfecture*) im Département Bas-Rhin, zumindest bis 1871, als mit dem *Frieden von Frankfurt* das Elsass und Lothringen dem neu gegründeten Deutschen Kaiserreich angegliedert und als „Reichsland Elsaß-Lothringen“ direkt dem deutschen Kaiser unterstellt wurden. Bis 1918 war „Weißenburg“ Sitz einer Kreisdirektion und Garnisonstandort.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Wissembourg aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrags zusammen mit dem Elsass wieder mit Frankreich vereint, jedoch gab es während des Zweiten Weltkriegs eine erneute Zäsur mit der Annektion der Stadt durch das Deutsche Reich. Im März 1945 wurde sie im Rahmen der *Operation Undertone* von US-Truppen zurückerobert.

Unser Stadtrundgang konzentrierte sich zunächst auf den Kern der Altstadt mit dem barocken Rathaus, dem ehemaligen Ordenshaus des Deutschen Ordens, dem „Salzhaus“ und der ehemaligen Zehntscheuer (*Grange aux Dîmes*) mit seinem berühmten Relief Otfrids von Weißenburg, dem Verfasser des *Liber evangeliorum*, das als das erste vollständig überlieferte Werk althochdeutscher Sprache gilt. Ausführlich widmeten wir uns der ehemaligen Abteikirche *Saints-Pierre-et-Paul* (*St. Peter und Paul*). Das vorwiegend gotische Gebäude weist noch einen romanischen Glockenturm vom Vorgängerbau (11. Jh.) auf. Im Innern finden sich Glasfenster und Wandmalereien aus dem 14. und 15. Jh., unter anderem eine elf Meter hohe Darstellung des heiligen Christophorus. Vom alten Kloster Weißenburg, an dem Otfrid von Weißenburg wirk-



Abb. 9: Wissembourg: Teil der Stadtbefestigung (*Grabenloch und Wassertor*); im Hintergrund der romanische Glockenturm der ehemaligen Abteikirche *St. Pierre-et-Paul* (Foto: © B. Büdel, Aufnahme Juli 2022)

te, ist lediglich ein unvollendeter hochgotischer Kreuzgang übriggeblieben. Daran angegliedert ist ein ehemaliger romanischer Kapitelsaal mit einem Replikat des „*Christ de Wissembourg*“, einem berühmten Bleiglasfenster aus dem 11. Jh.

Die erhaltenen Stadtbefestigungen in Wissembourg umfassen die Zeit vom Spätmittelalter bis zum 20. Jh. (Abb. 9). Die ursprüngliche Stadtmauer wurde im 13. Jh. angelegt. Nach dem Aufkommen leistungsfähiger Kanonen im 18. Jh. waren die Steinmauern obsolet und wurden teilweise durch Erdwälle ersetzt. Dabei wurde die alte Stadtmauer als Kern genutzt und vor dem Wall zusätzlich ein Graben angelegt, der bei Bedarf geflutet werden konnte. Eine vertiefende Behandlung des Themas fiel leider dem stärker werdenden Regen zum Opfer, und auch der zeitlich etwas vorgezogene Rückweg durch die Weinberge war unter diesen Umständen eher ungemütlich.

Samstag, 15.10.2022: Fahrt ins Dahner Felsenland. Wanderung auf dem *Dahner Felsenpfad* ab „*Braut und Bräutigam*“ über „*Pfaffenfelsen*“, „*Schwalbenfelsen*“, „*Schillerfelsen*“ und „*Felsenarena*“ zur PWV-Wanderhütte im Schneiderfeld. Zurück auf dem *Dahner Rundwanderweg*. Weiter per Bus nach Dörrenbach (Wehrkirche, historisches Rathaus). Von dort fakultativ Wanderung durch die Weinberge über Oberotterbach oder per Bus zum Hotel.

Der Blick aus dem Fenster war auch an diesem Morgen nicht sehr ermutigend. Das Panorama des Oberrheingrabens war nach wie vor durch Nieselregen getrübt, der gegenüberliegenden Schwarzwald durch eine dicke Wolkenwand verhangen. Die Motivation für die vorgesehene Wanderung im Dahner Felsenland hielt sich also in Grenzen, zumal am Ausgangspunkt der Tour an der etwa 30 m hohen doppelten Felsformation „*Braut und Bräutigam*“ am Ortsrand von Dahn, die auf Grund des sogenannten „*Großen Kamins*“ zwischen den beiden Felssäulen eines der meistaufgesuchten Ziele für Kletterer im Pfälzerwald darstellt, der Regen noch anhielt.

Das hielt uns jedoch nicht davon ab, hier vor Beginn der Wanderung zunächst einen kleinen Einstieg in die Geologie des Pfälzerwalds und speziell des Dahner Felsenlands vorzunehmen, jener Landschaft im Nordwesten des Wasgaus, die flächenmäßig zu einem großen Teil mit der gleichnamigen Verbandsgemeinde identisch ist. Dominierend sind in diesem südlichen Landesteil von Rheinland-Pfalz terrestrische und fluviatile Ablagerungen der geologischen Zeitphase des Buntsandstein (vor 251-243 Mio. Jahren), die unter vorwiegend wüstenhaften Bedingungen zu Beginn des Erdmittelalters (Mesozoikum) abgelagert wurden (vgl. Textfeld T 5). In Äquatornähe gelegen erstreckte sich in der Südpfalz zu jener Zeit eine eher wüstenhafte Landschaft mit nur spärlicher Flora und Fauna, etwa mit dem heutigen Namibia vergleichbar. Episodisch Wasser führende Flüsse und der Wind transportierten Sand und Geröll, Abtragungsschutt von weiter im Südwesten gelegenen Gebirgen, deren Gesteine durch die Verwitterung zermürbt und gelockert worden waren.

Die Sandsteine im Dahner Felsenland weisen eine ausgeprägte Schichtung auf, die durch die aufeinanderfolgende Ablagerung von Sedimenten mit unterschiedlichen

T5: Buntsandstein: Der Buntsandstein ist einerseits konkret eine Gesteinsabfolge, andererseits war er eine (im chronologischen Sinn veraltete) Bezeichnung für die früheste Abteilung der Trias, welche sich aus Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper zusammensetzt(e). Die Abfolge wird unterteilt in den Unteren, Mittleren und Oberen Buntsandstein. Der Begriff stammt von den verschiedenen Farben der Gesteine und umfasst eine teils mehrere hundert Meter mächtige Gesteinseinheit aus überwiegend Sandsteinen. Zusätzlich kommen Tonstein, Siltstein, Gips und weitere Gesteine vor.

Entstehung: Vor ca. 245 Mill. Jahren, am Anfang des Erdmittelalters, wanderte Deutschland – eingebettet im Superkontinent Pangäa – durch den Wüstengürtel unserer Erde. Während der Trias war es sehr heiß und trocken. Die Polarregionen waren das ganze Jahr über frostfrei und warm. Das damalige Zechsteinmeer aus dem Perm trocknete langsam aus. In der mitteleuropäischen Senke (Germanisches Becken), die von Helgoland bis in den Süden von Hessen reichte, lagerte sich periodisch in weitverzweigten Flusssystemen und flachen Binnenseen Sand und Ton, abgetragen aus den umliegenden Gebirgslandschaften, ab. Die mächtigen Sanddünen und vertrockneter Flussschlamm verfestigten sich zum meist rot gefärbten Buntsandstein.

Verbreitung: Buntsandstein findet sich in fast ganz Deutschland und z. T. im angrenzenden Europa. Der nördlichste Aufschluss dürfte Helgoland sein. Im Südwesten tritt er in der Pfalz in Erscheinung und streicht dort hinüber in die nördlichen Vogesen im Elsass.

(Quelle: <https://www.mineralienatlas.de/lexikon/index.php/FormationData?formation=Buntsandstein; auszugsweise>)

Materialeigenschaften zustande kommt. Diese Unterschiede können zum Beispiel in der Materialzusammensetzung, der Korngröße oder der Farbe des Materials bestehen. Aus der Schichtung lassen sich häufig die Ablagerungsbedingungen der Sedimentgesteine ablesen. Nebeneinander treten immer wieder Horizontalschichtung und Schrägschichtung auf, was Rückschlüsse auf die Dynamik der Sedimentation zulässt. So findet die Schrägschichtung vorzugsweise an der windabgewandten Seite von Dünen statt, oder aber sie wird durch wechselnde Strömungsverhältnisse bei der Ablagerung in fließenden Gewässern verursacht. Da sich sowohl die Windrichtung als auch die Strömungsverhältnisse gelegentlich ändern, kann die Schrägschichtung in übereinanderliegenden Schichten unterschiedlich oder gegensätzlich orientiert sein. Dies wird dann Kreuzschichtung oder diskordante Schichtung genannt.

Auffällig sind in den Felsbildungen des Dahner Felsenlands häufig eingelagerte Schichten von mehreren Zentimetern messenden „Kieselsteinen“. Um sie zu transportieren, ist eine höhere Energie nötig als bei Sand. Daraus kann man schließen, dass sie infolge von kurzzeitigen Starkregenereignissen mit entsprechend starker Strömung in den Flüssen (Wadis) entstanden sind. Häufig zeigen solche Lagen eine nach oben abnehmende Korngröße. Die großen, schweren Kiesel werden zuerst abgelagert, weiter oben werden die Kiesel immer kleiner und leichter. In diesem Fall spricht man von „gradierter Schichtung“. Auch die *Bankung* der Schichten gehört zu den typischen Merkmalen. Darunter versteht man Schichten oder Schichtfolgen mit gleichmäßigen Eigenschaften, die eine Mächtigkeit von mehr als 1 cm (bis zu mehreren Metern) besitzen und durch Schichtfugen begrenzt werden. Sie spielen eine besondere Rolle bei



Abb. 10: Der „Schillerfelsen“ im Dahner Felsenland (Foto: © H. Dany)

der Entstehung der Felsentürme und -burgen, die für das Dahner Felsenland typisch sind und die wir am Standort augenfällig beobachten konnten.

Waren zu Beginn dieser Ausführungen noch die Regenschirme unerlässlich, so besserten sich die Verhältnisse allmählich zu unseren Gunsten, so dass wir zwar auf durchnässten Pfaden, aber zumindest ohne weitere Niederschläge im Tagesverlauf unsere Wanderungen angehen konnten. Der längere und etwas beschwerlichere Weg führt auf dem Dahner Felsenpfad über „Pfaffenfelsen“, „Schwalbenfelsen“, „Schillerfelsen“ (Abb. 10) und „Felsenarena“ zur Wanderhütte des Pfälzerwald-Vereins „im Schneiderfeld“, eine leichtere Variante mit dem gleichen Ziel bot der Dahner Rundwanderweg, der von einigen Teilnehmern bevorzugt wurde.

Das Nachmittagsprogramm hatte einen anderen Schwerpunkt. Ein Besuch von Dörrenbach führte uns an einen Ort, der 1975 als „schönstes Dorf an der Südlichen Weinstraße“ ausgezeichnet wurde. Besonders sehenswert sind die malerischen Fachwerkhäuser, das alte Rathaus im Renaissancestil und die historische Wehrkirche. Das 1590/91 erbaute Rathaus von Dörrenbach gilt als eines der schönsten Bauwerke der Pfalz. Das Erdgeschoss aus Quadermauerwerk mit Rundbogenfenstern und rundbogiger Einfahrt war ursprünglich eine einräumige Halle. Die Holzbalkendecke ruht auf einem Unterzug, der durch eine steinerne Säule mit ionischem Kapitäl unterstützt



Abb. 11: Das Renaissance-Rathaus von Dörrenbach (Foto: © A. Köhler)

wird. Das erste Obergeschoss, insbesondere die östliche „Schauseite“, zeigt mustergültiges fränkisches Fachwerk, das durch zwei „Mannfiguren“ (Stiel, zwei Streben) in drei Partien geteilt wird. Die Fenster sind in „Fränkischen Erkern“ paarweise zusammengefasst. Wie im „fränkischen Fachwerk“ üblich, zählen Ornamente wie Rosetten, Andreaskreuze oder Schnitzereien zu den Schmuckelementen des Gebäudes. Die Gefache unter den Fenstern bestehen aus aufgelösten oder flachgeneigten Andreaskreuzen (Abb. 11).

Alle Hölzer, insbesondere die Stiele, sind mit ornamentalen Schnitzereien versehen. Die Schauseite der Giebelgeschosse zeigt Mannfiguren, Andreaskreuze und Zierfachwerk unter den Fenstern mit runden Sonnenornamenten. Stark profilierte Schwellen bewirken eine klar erkennbare Geschosstrennung. Die westliche Giebelseite ist mit Schiefer verkleidet. Auf der Nordseite führt eine außenliegende gerade Treppe zum ersten Obergeschoss. Die Treppe ist überdacht und endet auf einem gemauerten Podest vor der Eingangstür. Diesen Eingang überdacht ein mit reichem Schnitzwerk versehenes Holzgehäuse mit Satteldach. Über der Türöffnung befindet sich die Inschrift: PAX IN-TRANTIBUS („Friede den hier Eintretenden“), mit der Jahreszahl 1590. Das Dach ist ein Krüppelwalmdach mit einem extrem kleinen Walm („Schopf“) auf der östlichen Giebelseite.

Die Kirche „St. Martin“ in Dörrenbach ist seit 1684/85 eine Simultankirche, wird also von beiden Konfessionen gemeinsam genutzt. Der älteste Teil der Kirche, der Unterteil des Chorraumes, stammt aus der Zeit um 1300; die Teile darüber sind der

78

Spätgotik (16. Jh.) zuzuordnen. Die massive Ummauerung des Kirchhofs mit den Schlüsselloch-Scharten in den Ecktürmen und im Kirchturm verleiht der Kirche alle Merkmale einer Wehrkirche, wie sie seit dem 14. Jh. auch in dörflichen Gemeinden entstanden sind. Anders als bei Kirchenburgen, die von der Bevölkerung gleichermaßen als Rückzugsort bei kriegerischen Auseinandersetzungen und als Lagerort für Vorräte genutzt wurden, waren Wehrkirchen und Wehrkirchhöfe vor allem kurzfristige Schutz- und Rückzugsorte der ländlichen Bevölkerung, die im Regelfall aber nicht dazu geeignet waren, einer regulären Belagerung durch ein mit Angriffswaffen ausgestattetes Heer standzuhalten. Vielmehr dienten sie in erster Linie der Abwehr kleinerer Verbände von Plünderern oder Räuberbanden.

Unser Besuch beschränkte sich auf die Außenanlagen der Kirche, wobei sich der Eindruck einer nahezu martialisch wirkenden Kirchenummauerung mit dem Erreichen des inneren Kirchhofs völlig änderte. Nunmehr hatte die umgebende Mauer nur noch die Dimension einer normalen Umfriedung, der man, die Ecktürmchen ausgenommen, den Verteidigungscharakter nicht mehr ansah. Leider war der Zugang zum Innenraum der Kirche verschlossen. Aber auch so konnten wir zumindest auf eine weitere Besonderheit des Kirchenbaus hinweisen, ein seitlich an den Kirchturm angefügtes Treppentürmchen mit einem „Lichterker“, dessen einfallendes Licht zum Gebet für die Toten ermahnen und zugleich den Hinterbliebenen Trost spenden soll.

Der Kirchenbesuch in Dörrenbach war gleichermaßen sinngebend für die Wanderstrecke, die den Tagesabschluss bildete – handelte es sich doch um einen Abschnitt des Jakobspilgerwegs, dem hier der Pfälzischen Weinlehrpfad über Oberotterbach nach Schweigen-Rechtenbach folgt. Die herbstliche Laubfärbung der Weinberge verlieh der Wanderung ihren besonderen Reiz, und der inzwischen weitgehend aufgeklärte Himmel erlaubte sogar den Panoramablick bis zum Nordschwarzwald auf der gegenüberliegenden Seite des Oberrheingrabens. Ein kurzer Besprechungsstopp bot sich noch einmal zum Thema *Käschte* (auch *Keschde*) an, weil ein Abschnitt des Weges durch die Kastanienwälder führte, die hier in einem Streifen am östlichen Rand des Pfälzerwaldes geschlossen vorkommen (vgl. Abb. 4 und Textfeld T 2, S. 66/67). Der Waldbestand enthielt außerdem untrügliche Hinweise auf die ehemaligen Hackwälder, eine historische Form der Feld-Wald-Wechselwirtschaft, bei der längere Phasen der Waldnutzung mit kurzen Phasen ackerbaulicher Nutzung alternieren, wobei sich der Wald jeweils aus Stockausschlägen wieder selbst regeneriert.

Sonntag, 16.10.2022: Fahrt nach Eppenbrunn – Wanderung zu den *Altschlossfelsen*, zur alten *Römerstraße* und zum *Diana-Relief*. Nach der Mittagsrast Weiterfahrt nach Bitsch (frz. *Bitche*) mit Besichtigung der Zitadelle. Rückfahrt über Sturzelbronn, Lembach und Wissembourg.

Würde es eines Rankings der attraktivsten Naturdenkmäler des Pfälzerwaldes bedürfen, so hätten die Altschlossfelsen große Chancen, die Spitzenposition einzunehmen. Sie befinden sich unmittelbar an der Grenze zu Frankreich am Osthang des

Brechenbergs (406 m) bei Eppenbrunn und bilden eine etwa eineinhalb Kilometer lange Felsgruppe aus Buntsandstein mit bis zu 30 Metern Höhe (Abb. 12), die durch ihre vielfältigen Verwitterungserscheinungen fasziniert. Der lichte umgebende Wald erlaubt zudem bei guten Wetterbedingungen ein farbenfrohes Lichterspiel auf den Sandsteinwänden, in den Worten der Fremdenverkehrswerbung ein „*Felsenglühen*“, das sich „*witterungs-, vegetations- und sonnenstandsabhängig am besten in der ersten Aprilhälfte um 19:00 Uhr auf der Südostseite des dritten Felsens von Osten (von Eppenbrunn)*“ zeigt.

Dass wir unter diesen Vorgaben keine Chance für das optimale Naturschauspiel würden haben können, war zwar bedauerlich. Zumindest aber bestand die Hoffnung auf gute Wetterbedingungen, die sich ja bereits am Vortag angekündigt hatten. Und diesbezüglich wurden wir wahrlich nicht enttäuscht. Spätestens bei der Ankunft präsentierte sich der Himmel in strahlendem Sonnenschein, beste Voraussetzungen also, um das Naturschauspiel dieser großartigen Felsenlandschaft zu genießen.

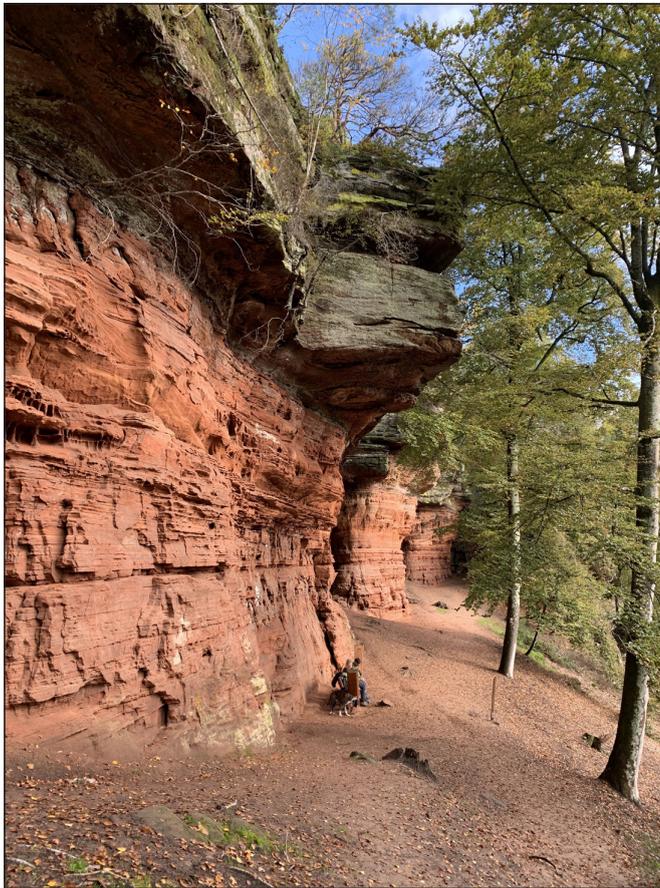


Abb. 12: Die Altschlossfelsen bei Eppenbrunn (Foto: © H. Dany)

Obwohl wir bereits im Dahner Felsenland über einige Aspekte der Buntsandsteinformation diskutiert hatten, verlangten die bizarren Formen der Altschlossfelsen einige zusätzliche Erläuterungen, dies insbesondere hinsichtlich des Zusammenspiels zwischen den Eigenschaften des Gesteins und den Auswirkungen von Erosion und Verwitterung. Sie werden maßgeblich beeinflusst durch die Tektonik, Bewegungen der Erdkruste, durch die zahllose Klüfte und Verwerfungen in den Gesteinsschichten entstehen. In diese Klüfte kann Niederschlags-

wasser eindringen und in Verbindung mit den im Gestein enthaltenen Mineralien chemische Reaktionen auslösen, die das Gestein allmählich zersetzen. Hinzu kommen physikalische Vorgänge wie beispielsweise die Frostsprengung, die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht sowie der Einfluss von Pflanzen und Flechten, die allmählich zum Gesteinsverfall beitragen. Dieser geschieht verstärkt an den Ecken und Kanten der Schichten und Gesteinsbänke, da dort die Angriffsflächen am größten sind. Dadurch werden spitze und kantige Stellen gerundet und bestehende Klüfte ausgeweitet. Hinzu kommen die unterschiedliche Festigkeit und Verwitterungsbeständigkeit verschiedener Sandsteinschichten. So bildeten sich im Laufe der Zeit teilweise „fladenartige“ Formen aus, die sich wie ein Stapel Pfannkuchen präsentieren. Es entstanden „Wassernasen“, höhlenartige Bildungen, Leisten, Gesimse und wabenartige Strukturen im Sinne der „Wabenverwitterung“, die bereits zu Beginn dieses Protokolls diskutiert wurde (vgl. Textfeld T 1 und Abb. 2, S. 63/64).

Fragen ergaben sich auch hinsichtlich der kulturgeographischen Bedeutung der Felsgruppe, zumal die Namensgebung suggeriert, dass sich hier ehemals ein Schloss befunden haben dürfte. Funde aus der Hallstatt- und Römerzeit bezeugen tatsächlich eine frühere Besiedlung der Felsengruppe. So wurden 1964 Scherben aus der Latènezeit (etwa 450-50 v. Chr.) gefunden. Auf den vier Hauptfelsen sind Spuren einer mittelalterlichen Burg aus dem 11. oder 12. Jh. vorhanden. Dabei handelt es sich um Reste einer Stufenanlage, Pfostenlöcher, Reste eines Mauerwerks und Einschnitte für Balken in den Felsen. Auf einem Felspodest befindet sich eine Vertiefung mit einem Durchmesser von vier Metern, die als Zisterne gedient haben könnte. Zusätzlich wurden am Süd- und Nordhang um die Felsengruppe Buckelquader, die aus der Bausubstanz einer ehemaligen Burg stammen können, sowie Scherben aus dem Hochmittelalter in einer Wandrinne gefunden. Eine genauere Datierung der Burganlage ist schwierig, da sie in den Quellen des 13. Jh. und später in der Grenzbeschreibung zwischen Lothringen und der Grafschaft Hanau-Lichtenberg von 1605 nicht erwähnt wird.

Konkrete Hinweise auf die Römer finden sich allerdings unweit der Felsenburg in Form einer ehemaligen Römerstraße, deren Pflaster zum Teil noch erhalten und in dem die Spuren der eisenbereiften Wagen noch deutlich zu sehen sind. Es handelt sich um einen Seitenarm der von Lyon nach Köln verlaufenden Via Agrippina, der ehemals von Metz nach Mainz führte und der als „Salzstraße“ in der Antike eine wichtige Rolle spielte. Den Legionären, die den Bau der Straße bewerkstelligt haben, wird auch das *Relief der Diana* zugeschrieben, das sich unweit der Straße befindet. Es wird vermutet, dass sie das Kultbild in den Fels gemeißelt haben, um von den Göttern Schutz in dieser einsamen Waldgegend zu erbitten. Das Zentrum des Reliefs nimmt die Jagdgöttin Diana ein, die mit ihrer rechten Hand dem Köcher einen Pfeil entnimmt, während sie in der linken Hand den Bogen hält. Auf ihrer rechten Seite blickt ein Hund zu ihr, ein zweiter liegt links neben ihr. Umstritten ist bis heute die Deutung der Begleitfiguren. Ursprünglich ging man davon aus, dass es sich um Herkules und Apollo handelt. Heute neigt man dazu, rechts neben Diana Mars, den Schirmherrn der römischen

Legionäre zu sehen, während es sich bei der Göttergestalt links wohl um Silvanus, den römischen Gott des Waldes handeln dürfte.

Einem völlig anderen Thema war mit dem Besuch der Zitadelle von Bitsch der Nachmittag gewidmet, jenem stadtprägenden Festungswerk, das seit 1979 als *Monument historique* unter denkmalpflegerischem Schutz steht. Das etwa 366 m lange und 30 bis 60 m breite Sandsteinplateau, auf dem die Zitadelle errichtet wurde, überragt die Umgebung von Bitsch um etwa 80 m. Es liegt strategisch günstig an der Kreuzung von mehreren bereits seit dem frühen Mittelalter wichtigen Fernverbindungen vom Rhein nach Lothringen und vom Elsass in die Pfalz, was nachvollziehbar macht, dass sich hier über Jahrhunderte hinweg politische, wirtschaftliche und nicht zuletzt militärische Rivalitäten der unterschiedlichsten Landesherren und Machthaber konzentrierten, dies umso mehr, als in unmittelbarer Nähe die Grenze Frankreichs gegen das Heilige Römische Reich und gegen die Spanischen Niederlande verlief.

Die Sicherung dieser Grenze war eines der großen Anliegen König Ludwigs XIV. Damit beauftragt wurde Sebastien de Vauban, der während seiner 56 Dienstjahre 33 neue Festungen geplant, für 160 Plätze über 400 Projekte geliefert und unzählige bestehende Festungsanlagen modernisiert hat. Er gilt als der eigentliche Schöpfer der „Eisernen Grenze“ (*frontière de fer*), mit der Frankreich unter Ludwig XIV. seine Au-



Abb. 13: Die Zitadelle von Bitsch, eine der gewaltigsten Festungsanlagen entlang der „Eisernen Grenze“ gegen das HI. Römische Reich deutscher Nation (Foto: © H. Dany)

ßengrenzen sicherte. Eine jener Festungen war die Zitadelle von Bitsch, deren Anlage den strategisch wichtigen Felsen von Bitsch uneinnehmbar machen sollte. Der Festungsbau dauerte von 1683 bis 1697, die Kosten beliefen sich auf 2.500.000 *Livres d'or*, eine riesige Summe für die damalige Zeit. Allerdings wurde das Bauwerk schon kurz nach seiner Fertigstellung als Ergebnis der Bedingungen des Friedens von Rijswijk (1697) geschleift, durch den die Stadt Bitsch an Leopold I., Herzog von Lothringen übertragen wurde. Die Rückeroberung der Stadt während des Spanischen Erbfolgekriegs (1701-1714) hatte dann aber rasch den Wiederaufbau der Befestigungsanlagen zur Folge, wobei Vaubans Ideen als Grundlage für eine neue Zitadelle genutzt und durch weitere Bauten verstärkt wurden. Der gesamte steile Sandsteinfelsen wurde im Zuge dieses Ausbaus von einem Labyrinth in den Fels getriebener unterirdischer Gänge, Kasematten und großer Hallen durchzogen, neue Kasernenblocks und Gebäude für die Offiziere und den Festungsgouverneur kamen hinzu, ebenso Magazine und Pulverspeicher für die Artillerie, das Wachhaus und die Anschüttung des Glacis, des freien Schussfelds außerhalb der Ummauerung. Bis ins 19. Jh. hinein war der Felsen außerdem großräumig von Teichen und Sumpf umgeben, was die Verteidigungsfähigkeit weiter erhöhte, da der Feind kein schweres Belagerungsmaterial in Stellung bringen konnte.

Erwähnt sei schließlich die Bedeutung der Zitadelle im preußisch-französischen Krieg 1870-71, zumal sich dieser Phase die audiovisuelle Dokumentation widmet, die während des Rundgangs durch die Kasematten präsentiert wird. Während dieses Krieges wurde die Zitadelle 230 Tage lang belagert. In dieser Zeit widerstand sie unter dem Kommando von Louis-Casimir Teyssier den Angriffen einer bayerischen Armee mit einer Stärke von 7000 Mann und drei starken Bombardierungen. Die Besatzung der Festung bestand aus einem 800 Mann starken Infanterie-Bataillon (*86e régiment d'infanterie de ligne*), 200 Zöllnern (*Douaniers*), 250 Reserveartilleristen, 250 Nationalgardisten, 30 Gendarmen und 1200 weiteren Soldaten aus 70 verschiedenen Einheiten. Auch nach der Reichsgründung mit der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 leistete Teyssier zunächst noch erbitterten Widerstand, da er bis zum 27. März 1871 keinen offiziellen Evakuierungsbefehl erhalten hatte.

Nach der Annektion des Reichslands Elsass-Lothringen ließ die deutsche Militärverwaltung die Festung von 1870 bis 1900 modernisieren und mit einer preußischen Garnison besetzen. Damit war die Zitadelle von Bitche die letzte große Festung, die zur Verstärkung der Reichslande ausgebaut wurde. Durch die Weiterentwicklung der Artillerie wurde ihre ursprüngliche Funktion als Verteidigungsbollwerk gegen Ende des 19. Jh. allerdings zunehmend obsolet. Sowohl während des Ersten als auch des Zweiten Weltkriegs spielte sie bei den Kampfhandlungen keine Rolle mehr.

Dass dies nicht gleichbedeutend war mit dem Verlust der militärischen Bedeutung dieses deutsch-französischen Grenzgebiets, wurde während der Rückfahrt deutlich. Kurz nach Verlassen von Bitche durchquert die D 35 kilometerlang das Kasernenge-lände und den Truppenübungsplatz des 16. Jägerbataillons (*16e bataillon des chasseurs*

à pied), im weiteren Verlauf verwiesen dann mehrfach Hinweisschilder auf ehemalige Militäranlagen der Maginot-Linie, die nach den Kriegserfahrungen des Ersten Weltkriegs als durchgehende Verteidigungslinie und einer der modernen Kriegsführung angepassten ständigen unterirdischen Befestigung entlang der französischen Grenze zu Belgien, Luxemburg, Deutschland (und Italien) angelegt worden war. Von der Idee her war diese Verteidigungslinie mit der „Eisernen Grenze“ Vaubans durchaus vergleichbar, nunmehr aber in Form von Bunkeranlagen mit sog. „Großwerken“ für gemischte Waffengattungen und „kleinen Werken“ für Infanterie oder Artillerie, Kasematten und einfachen Bunkern, zwischen denen Stacheldrahtverhaue, Minenfelder, Panzergräben und -sperrungen aus Eisenbahnschienen das Vorrücken des Feindes verhindern sollten. Letztlich blieb die Maginot-Linie aber wirkungslos, zumal sie bei Ausbruch des Krieges 1939 bereits veraltet und vor allem für die Flug- und Panzerabwehr nur ungenügend ausgestattet war. Einige der „Werke“ dienen heute musealen Zwecken (*Simserhof, Four à Chaux, Schoenenburg* u. a.), jedoch fehlte uns sowohl die Zeit als auch die Motivation für eine ausführlichere Beschäftigung mit diesem eher unrühmlichen Thema der deutsch-französischen Nachbarschaft.

Montag, 17.10.2022: Fahrt über Wissembourg und Lembach zur Burgruine Fleckenstein. Wanderung über den Gimbelhof zu den Burgruinen *Château de Loewenstein* und *Château de Hohenbourg*. Mittagspause am *Château de Fleckenstein*, anschließend Besichtigung der Burganlage und Rückfahrt.

Ein mit dem Bruch der Antriebswelle in einer Steigung vor Lembach liegegebliebener LKW drohte unser Tagesprogramm zunichte zu machen. Erst die wagemutigen Fahrkünste unseres Busfahrers machten die Weiterfahrt zur Burgruine Fleckenstein möglich, wo unsere Tageswanderung begann. Erstes Ziel war der nahe gelegene Gimbelhof, wo zunächst ein allgemeiner Überblick über die zyklische Waldentwicklung Mitteleuropas vorangestellt wurde (vgl. Abb. 5, S. 68).

Der anschließende Aufstieg zu den Burgruinen Löwenstein und Hohenburg war dann zwar schweißtreibend, angesichts idealer Wetterbedingungen aber sehr lohnend mit immer wieder faszinierenden Panoramablicken auf die vielgliederte Hügellandschaft des Wasgau und einem grandiosen Fernblick, nachdem wir die Plattformen der Burgen Löwenstein und Hohenburg erreicht hatten (Abb. 14).

Die teilweise recht verwirrende Geschichte der beiden Burgen sei hier lediglich angedeutet. Bei der Burg Löwenstein (frz. *Château de Lœwenstein*) handelt es sich um die Ruine einer mittelalterlichen Felsenburg, die erstmals im 13. Jh. als Reichslehen eines Wolfram von Löwenstein erwähnt wird. 1283 wurde sie vom römisch-deutschen König Rudolf von Habsburg an Johann Ochsenstein verliehen, jedoch rund einhundert Jahre später wegen Raubritterei durch Reichsvikar Johann von Lichtenberg zerstört und danach nicht wieder aufgebaut. Als Besitzer der Ruine werden in historischen Quellen im Verlauf der Jahrhunderte u. a. der Puller von Hohenburg (1482), die Grafen von Zweibrücken-Bitsch (1485), die Grafen von Hanau-Lichtenberg (1570) und



Abb. 14: Blick vom Krappenfels auf den Wasgau mit der Burgruine Fleckenstein (Foto: © H. Dany)

die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt (1736) genannt. Die endgültige Zerstörung der Anlage erfolgte 1676/1677 durch französische Truppen.

Die nur wenige hundert Meter entfernte Burgruine Hohenburg (frz. *Château den Hohenbourg*) wurde wohl ebenfalls im frühen 13. Jh. errichtet. Es wird vermutet, dass Gottfried Puller, der 1236 für Kaiser Friedrich II. in Italien Dienst tat, die Burg erbauen ließ. Die Ersterwähnung fällt auf das Jahr 1262. Die Folgejahre sind geprägt durch häufige Zwiste zwischen den Fleckensteinern und den Hohenburgern, die mit Belagerungen, Eroberungen und Rückeroberungen in beiden Richtungen einhergingen. Im Verlauf des 15. Jh. gelangte das Geschlecht der Sickingen durch Heirat in den Besitz der Burg, die unter Franz von Sickingen weiter befestigt wurde, was jedoch ihre Zerstörung im Jahr 1523 nicht verhinderte, als sie durch verbündete Truppen des Kurfürsten Ludwig V., des Erzbischofs Richard von Trier und des Landgrafen Philipp I. von Hessen eingenommen wurde. Erst einige Jahre später, 1542, wurde die Burg durch die Sickingen im Renaissancestil wieder aufgebaut. Im Dreißigjährigen Krieg wurde sie von schwedischen Truppen stark beschädigt und im Reunionskrieg von französischen Truppen 1680 komplett zerstört. Danach blieb die Burg in französischem Besitz. Dies wurde auch durch den Wiener Kongress bestätigt, als die Familie Sickingen-Hohenburg letztmals ihre Besitzansprüche geltend machte.

T 6: Die weiße Dame der Burg Hohenbourg

Unweit der Burg Hohenbourg befindet sich kurz vor der Deutsch-Französischen Grenze der **Maidenbrunnen**, der Zeuge einer traurigen Geschichte ist: Lange Zeit waren die Herren von Hohenbourg und von Wegelnburg verfeindet. Und wie es kommen musste, verliebte sich der Knappe Robert von Wegehiburg in Edwige, Tochter des Herren von Hohenbourg. Sie verweilte oft an der ergiebigen Quelle zwischen den beiden Burgen.

Eines Tages ging Robert auf die Jagd. Er jagte einem Wildschwein hinterher, das zu der Quelle hetzte, an der Edwige weilte. Im Eifer des Gefechts sprang das Wildschwein auf Edwige, doch Robert, ein guter Jäger, konnte das Wildschwein gerade noch rechtzeitig abfangen und gewann durch diese Tat das Herz seiner Geliebten. Oft verbrachten die beiden heimlich Zeit an dieser Quelle zwischen den verfeindeten Burgen.

Doch überraschte der Herr von Hohenbourg eines Tages seine Tochter in den Armen des Sohnes seines Erzfeindes. In blinder Wut erdolchte er Robert vor Edwiges Augen. Diese brach vor Trauer zusammen und starb an Ort und Stelle, sodass sie ihrem Geliebten augenblicklich in das Reich der Toten folgte.

Seit diesem schrecklichen Tag wachsen zwei Vergissmeinnicht-Stauden an dieser Quelle, die heute als Maidenbrunnen bekannt ist. Nicht selten kann man hier in der Abenddämmerung einen weißen Schatten über dem Maidenbrunnen sehen: es handelt sich um den Geist Edwiges, die aus den Kellern der Hohenbourg herabsteigt und den Ort ihrer Liebe aufsucht. Dort singt sie traurige Worte und vergießt Tränen in das Rinnsal, bevor sie wieder, vom Winde getragen, verschwindet.

(Quelle: <https://www.wanderparadies-wasgau.de/hohenbourg.php>)

Neben zahlreichen Legenden, die sich um die Hohenbourg ranken (vgl. z. B. Textfeld T 6), verdient diese ein besonderes Interesse dadurch, dass sie im Codex Manesse Erwähnung findet. Dort werden unter dem Namen „Der Püller“, neben einer Abbildung des geharnischten Ritters im Anritt gegen eine Festung, 14 Strophen in fünf Liedern überliefert. Als wichtiger Beleg neben dem Namen für die Zugehörigkeit zu dem Geschlecht der Hohenburger wird der von Gold und Blau geteilte Wappenschild auf der zugehörigen Abbildung angeführt. Abweichend von der klassischen Minne finden sich in den Strophen mehrere Hinweise auf spezifischen Ortsnamen (z. B. „oesterrich“, „wiene“, „vngerlant“ u. a.), wodurch die Lieder einen starken Bezug zur historischen Realität bekommen (vgl. Textfeld T 7).

Das Nachmittagsprogramm konzentrierte sich auf den Besuch von Burg Fleckenstein (frz. *Château de Fleckenstein*), nachdem wir zwischenzeitlich die ausgezeichnete touristische Infrastruktur des zugehörigen Besucherzentrums für unsere Mittagspause genutzt hatten.

Basis des Fleckensteins ist ein rund 90 m langer, nur 6 bis 8 m schmaler und 30 m hoher Felsen aus Buntsandstein, eine sog. „Barre“, die eindrucksvoll aus dem Wald emporragt. Die ganze Anlage misst inkl. der teilweise auf der Nordseite erhaltenen Unterburg etwa 120 m in der Länge und 60 m in der Breite. Die Bebauung umfasste im 16. Jh. das gesamte Plateau, wobei die geschichtlichen Daten zur Burg Fleckenstein recht dürftig sind (vgl. Abb. 15). 1174 wurde ein Gottfried von Fleckenstein, der zu einer Familie von Reichsministerialen gehörte, erstmals erwähnt. Zur Zeit ihrer

T 7: „Der Püller“ in der Darstellung des Codex Manesse (um 1300)

Den Namen „Püller“ führten die Herren von Hohenburg im Elsaß seit den dreißiger Jahren des 13. Jh. Damals war Gottfried Püller Feldhauptmann Kaiser Friedrichs II. in Italien. Vielleicht ist der Name als Erinnerung an einen Kriegszug nach Apulien entstanden, auf dem sich dieser Gottfried besonders auszeichnete. Die Landschaft im Südosten Italiens wurde im Mittelalter „Pülle“ genannt.

Die Stammburg der Hohenburger, die noch heute in Resten erhalten ist, liegt westlich von Weissenburg (Wissembourg) genau an der Grenze zwischen dem Elsaß und der Pfalz. Unser Minnesänger ist Konrad der Püller von Hohenburg (1162-1315), ein Anhänger König Rudolfs von Habsburg. Mit diesem hat er wohl an den Feldzügen gegen Ottokar von Böhmen teilgenommen, jedenfalls sendet er der Geliebten im „Elsäzenlant“ Grüße aus der Ferne.

Vielleicht hat der Maler Kunde erhalten von den Heldentaten des Püllers und ihn deshalb in einer typischen Kampfszene dargestellt. Zwei galoppierende Reiter, beide in voller Rüstung, sprengen von rechts nach links über das Bild. Der flüchtende Ritter hat das rettende Burgtor schon fast erreicht, doch der ihn verfolgende Püller ist ihm dicht auf den Fersen. Mit dem Schwert in



der Rechten hat er gerade weit zum Schlag ausgeholt, den sein Gegner, ohne sich im Sattel umzuwenden, mit dem schützend über dem Helm erhobenen Schwert zu parieren sucht. Da dieser sich nicht herumdreht, um den Hieb abzuwehren, könnte der Eindruck entstehen, beide Reiter verfolgten einen unsichtbaren Feind, der bereits in der Burg verschwunden ist.

Den Schild des Püllers, von Gold und Blau geteilt, ziert das Wappen der Hohenburger. Es fehlt allerdings ein Stern in der blauen Schildhälfte. Als Helmzier trägt er eine blau/gold geteilte fächerartige Wäule und nicht das sonst für ihn bezeugte goldene Hifthorn (vgl. WALTHER 1988).

(Text: B. Büdel)

„Der Püller“ im Codex Manesse (Tafel 83, Fol. 253v) (Quellen: <https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Püller> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Codex_Manesse>)

Erbauung lag die Burg an einer Straße, welche die staufischen Kaiserpfalzen Hagenau und Kaiserslautern verband. Insofern kam Burg Fleckenstein eine hohe strategische Bedeutung zu. 1276 belagerte König Rudolf von Habsburg den Fleckenstein,



Abb. 15: Burg Fleckenstein: Bauliche Situation um 1300 (oben) und Mitte des 16. Jahrhunderts (unten) (Quelle: BILLER et al. 2016)

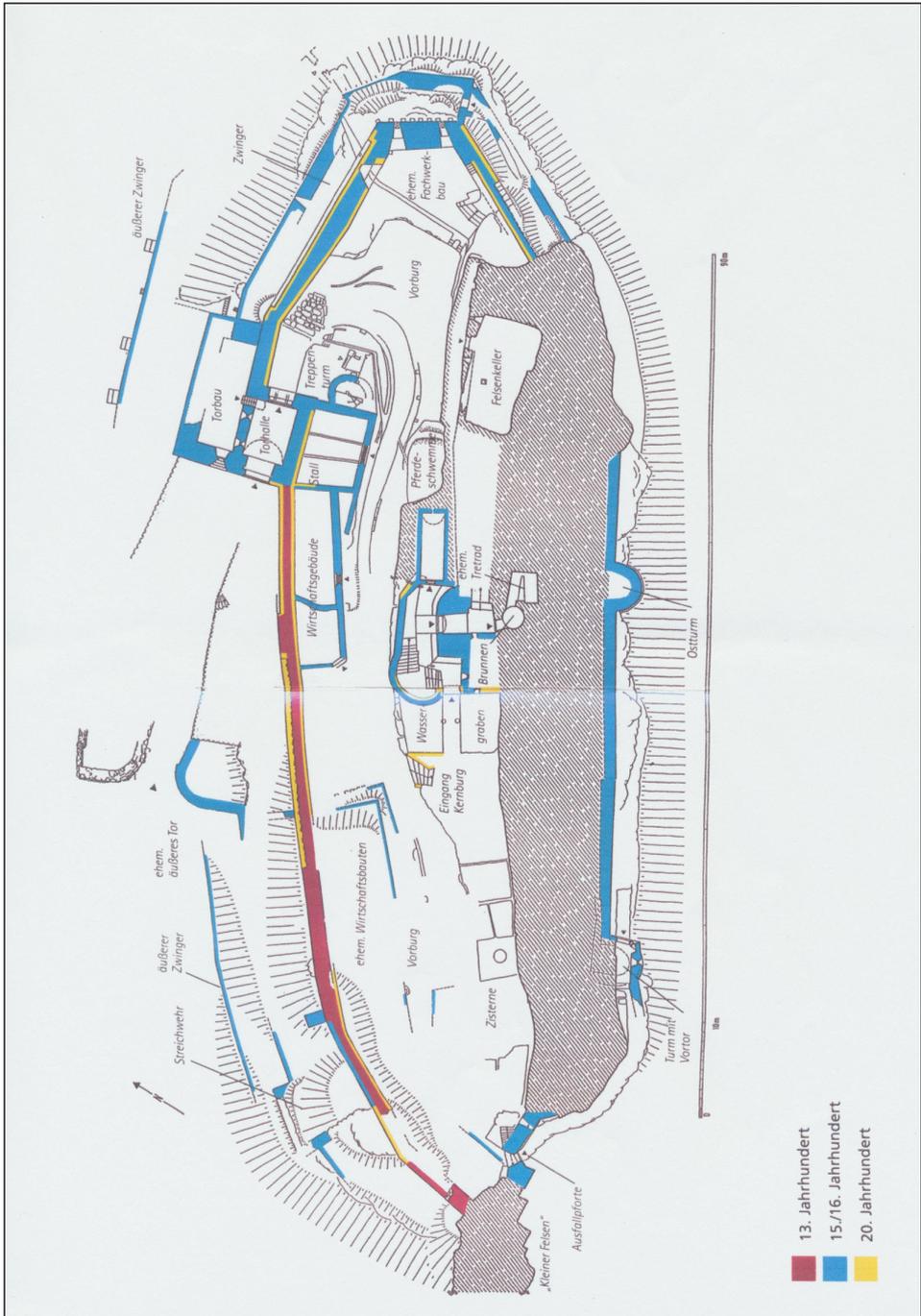


Abb. 16: Mauerreste der Burgruine Fleckenstein mit zeitlicher Zuordnung (einschließlich Restaurierungsarbeiten der 1990er Jahre) (Quelle: BILLER et al. 2016)

um den vom Burgherren Heinrich gefangengesetzten Friedrich von Bolanden, den Bischof von Speyer, zu befreien. Ähnlich bedeutend war das Ministerialengeschlecht von Dahn, das seine Hauptsitze 15 km nördlich hatte. Seine Burg Altdahn wurde 1363 im Verlauf einer Fehde mit den Fleckensteinern erstmals zerstört.

Im Jahre 1674 wurde der Fleckenstein unter Marschall de Vauban widerstandslos eingenommen. Bereits 1680 wurde die Burg unter General Montclar vollständig zerstört. Danach wurde *von Fleckenstein* nur noch als Rechts- und Besitztitel weiterverliehen.

Bis 1890 verfiel die Ruine der Burg zusehends. 1898 kam sie im Deutschen Reich unter Denkmalschutz. Seit 1960 ist sie für Besucher geöffnet. In den 1990er Jahren fanden umfassende Restaurierungsarbeiten statt, um die Mauern zu sichern und den Zugang zur Kernburg zu erleichtern. Erhalten sind Mauerreste verschiedener Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Teile des Treppenturms und des Brunnenturms sowie Teile der Ringmauer um die Unterburg und deren Tor mit Resten von zwei Türmen. Besonders eindrucksvoll sind auf der Oberburg die zahlreichen in die Felsbarre geschlagenen Kellerräume sowie Aufgänge im Felsen. Die heute noch erhaltenen Mauerreste stammen überwiegend aus dem Spätmittelalter (15./16. Jh.), während die Ringmauer im Nordwesten noch aus dem 13. Jh. datiert (Abb. 16).

Der Fleckenstein ist in seiner direkten Umgebung die einzige touristisch erschlossene Burganlage. Mit jährlich ca. 80.000 Besuchern ist er nach der Hohkönigsburg die am zweithäufigsten frequentierte Burg im Elsass. In den Jahren um die Jahrtausendwende wurde die Burg umfassend gesichert. So hat man in den Treppenturm aus dem 16. Jh. wieder Stufen eingebaut und die oberste Felsplattform mit Geländern versehen. Im Inneren der Burg gibt es ein winziges Museum mit Fundstücken aus dem Bereich der Burg. Auch ein mittelalterlicher Tretradkran wurde rekonstruiert. Etwas abseits der Burgruine dient ein ehemaliges Forsthaus heute als Informationszentrum und Restaurationsbetrieb.

Dienstag, 18.10.2022: Fahrt nach Speyer und Besuch der Landesausstellung „Die Habsburger im Mittelalter. Aufstieg einer Dynastie“. Rückfahrt.

Das Programm des letzten Exkursionstages stand nicht mehr in unmittelbarem Zusammenhang mit der Thematik der letzten Tage, es sei denn, man ordnet die Herkunft der Habsburger im Südwesten Deutschlands großzügig unserem Exkursionsgebiet zu. Immerhin begegnet uns Rudolf I. von Habsburg 1276 im Zusammenhang mit der Belagerung des Fleckensteins, oder 1283, als er Johann Ochsenstein das Lehen über die Burg Löwenstein überträgt. Der Grund für die Einbeziehung dieses Programmpunktes war letztlich viel banaler. Ermutigt durch das große Interesse an den Landesausstellungen zu den Saliern (2011) und zu Richard Löwenherz (2017/18) bot sich der Besuch der „Habsburger im Mittelalter“ im Landesmuseum in Speyer vielmehr logisch an, zumal der Ausstellungsort quasi „auf der Strecke“ lag. Auf eine Zusammenfassung der Ausstellungsinhalte wird allerdings bewusst in diesem Protokoll verzichtet, zumal es hierzu zahlreiche mediale Informationsmöglichkeiten gibt.

Eine zusammenfassende Bewertung der Exkursion ist sicherlich nicht frei von Subjektivismen. Der durchweg positive Tenor der Reaktionen lässt aber vermuten, dass die wesentlichen Exkursionsziele erfolgreich vermittelt und dass eine Landschaft, die vielen Exkursionsteilnehmerinnen und -teilnehmern vorher weitgehend unbekannt gewesen ist, in ihrer natürlichen und kulturellen Vielfalt nähergebracht werden konnten. Allen, die am guten Gelingen der Veranstaltung teilhatten, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Das schließt auch ausdrücklich den souveränen Service des Busunternehmens Lauer mit ein, und in ganz besonderem Maß das Team des Hotels Schweigener Hof, wo wir uns während des Aufenthalts sehr wohlgeföhlt haben.

Literaturhinweise

- AHNERT, F. (1996): Einführung in die Geomorphologie. Stuttgart.
- BILLER, Th., METZ, B., KILL, R. & Ch. SCHLÖSSER (2016): Burgen, Schlösser und Wehrbauten in Mitteleuropa. Band 11. Burg Fleckenstein. Regensburg.
- GEIGER, M., PREUSS, G. & K.-H. ROTHENBERGER (Hrsg. 1987): Der Pfälzerwald – Porträt einer Landschaft. Landau i. d. Pfalz.
- GROSSMANN, G. U. (2013): Die Welt der Burgen – Geschichte, Architektur, Kultur. München.
- KAISER-CLOER U. (1987): Eisengewinnung und Eisenverarbeitung in früherer Zeit. In: GEIGER et al., S. 229-238.
- KEDDIGKEIT, J. (1987): Der Pfälzerwald als historisch-politischer Raum (Ausschnitt). In: GEIGER et al., S. 63-92.
- KRAHE, F.-W. (1996): Burgen des deutschen Mittelalters – Grundriss-Lexikon. Augsburg.
- LANG, W. (1970): Die Edelkastanien, ihre Verbreitung und ihre Beziehung zu den naturgegebenen Grundlagen. *Mitteilungen der Pollichia*, III. Reihe, 17. Band, S. 81-124.
- LEIBUNDGUT, H. (1982): Europäische Urwälder der Bergstufe, dargestellt für Forstleute, Naturwissenschaftler und Freunde des Waldes. Bern, Stuttgart.
- PREUSS, G. (1983): Wo einst Urwald war. In: *Naturmagazin HB Draußen* 24, S. 6-17.
- PREUSS, G. (1987): Der Pfälzerwald, Lebensraum für Pflanzen und Tiere. In: GEIGER et al., S. 133-164.
- REMMERT, H. (1992): Ökologie, ein Lehrbuch. Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris.
- SCHERZINGER, W. (2005): Mosaik-Zyklus-Konzept. In: FRÄNZLE, MÜLLER, SCHRÖDER (Hrsg.): Handbuch der Umweltwissenschaften. *Ecomed Biowissenschaften*, S. 3-13.
- SCHREMPF, W. (1986): Waldbauliche Untersuchungen im Fichten-Tannen-Buchenurwald Rothwald und in Urwald-Folgebeständen. Verband wissenschaftlicher Gesellschaften Österreichs, (Dissertation an der Universität für Bodenkultur, Wien 1985). Wien.
- WALTHER, I. F. (Hrsg. 1988): Sämtliche Miniaturen der Manesse-Liederhandschrift. Aachen.

Anhang von CHRISTIAN BÜDEL

Spuren der historischen Kulturlandschaft im digitalen Kartenbild

In der Erforschung und Bewahrung der Kulturlandschaft kommt der Laseraltimetrie eine bedeutende Rolle zu. Das Verfahren beruht auf flugzeugbasierten, hochpräzisen Geräten zur lageexakten Laserdistanzmessung (LiDAR). Es erzeugt digitale Höhenmodelle mit exakten Höhenmessungen der Landbedeckung (DOM), wahlweise auch der Geländeoberfläche durch die Vegetationsdecke hindurch (DGM) (z. B. VOLKMANN 2017). Im Umfeld der Burgen im Wasgau zeigen sich so markante Relikte der historischen Landnutzung, die ansonsten unter dem Wald verborgen blieben.

Die natürliche Topographie erstreckt sich vom 200 Meter Höhengniveau in der Talaue des Saarbachs auf über 390 Höhenmeter an der Burg Fleckenstein, beziehungsweise auf ca. 570 m an den wesentlich höher gelegenen Burgen Hohenburg und Löwenstein (Abb. 17a). Die nördlich und südlich gelegenen, nach Südwesten orientierten Ausläufer der schroffen Bergsporne zeigen durch auffächernde, den Talhang hinaufziehende Furchen im Relief Hohlwege an, die die Talniederungen des Saarbachs mit den Burgen verbinden und weiter in die Nachbarregionen ziehen. Dies sind Zeugnisse der vergangenen Verkehrstopographie, die einst die lokalen Produktionsstandorte in die regionalen und überregionalen Wirtschafts- und Handelsstrukturen einband (vgl. REINHARDT 2017).

In einem überregional bedeutsamen Kontext stehen, neben den großen Burganlagen, sicherlich auch die im DGM erkennbaren Maßnahmen zur Gewinnung der Bodenschätze der Region. Diese zeigen sich in den etwa 1000 und 500 Meter Entfernung, östlich bis südlich von Burg Fleckenstein verlaufenden, teils dicht an dicht, in linienförmiger, den Hang querender Anordnung gesetzten Grabungslöchern, die als Prospektionspingen zur Suche nach Erzvorkommen angesprochen werden können (z. B. BOFINGER et al. 2018).

Für eine Verarbeitung von Erzen und den damit verbundenen hohen Energiebedarf, der vor allem im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit aus intensiver Holzkohleproduktion gedeckt wurde, stehen die zahllosen, systematisch angelegten Köhlerplatten (Holzkohlenmeiler), die sich vor allem an den Talhängen der Nebenbäche, in kleinen, kreisrunden Plateaus entlang der Wege erhalten haben. Auf die Holzkohlegewinnung in der Region verweist u. a. ein mit Schautafeln und Modellen dokumentierter *Köhlerweg* (frz. *Sentier des Charbonniers*), der vom Besucherzentrum Fleckenstein zum Gimbelhof führt (Abb. 17a und Abb. 18).

In den Talniederungen des Saarbachs finden sich demgegenüber eindrucksvolle Zeugnisse traditioneller landwirtschaftlicher Nutzung. Die Wölbungsmodellierung auf Basis des DGM (Abb. 17b) bringt hier auf den Auwiesen Scharen von parallel verlaufenden, lang gezogenen Rücken hervor, die der ehemaligen Bewässerung von Weidewiesen gedient haben und den Ertrag der Wiesen durch das regelmäßige von den Bachläufen über die Rücken herangeführte und effektiv in die Fläche gebrachte

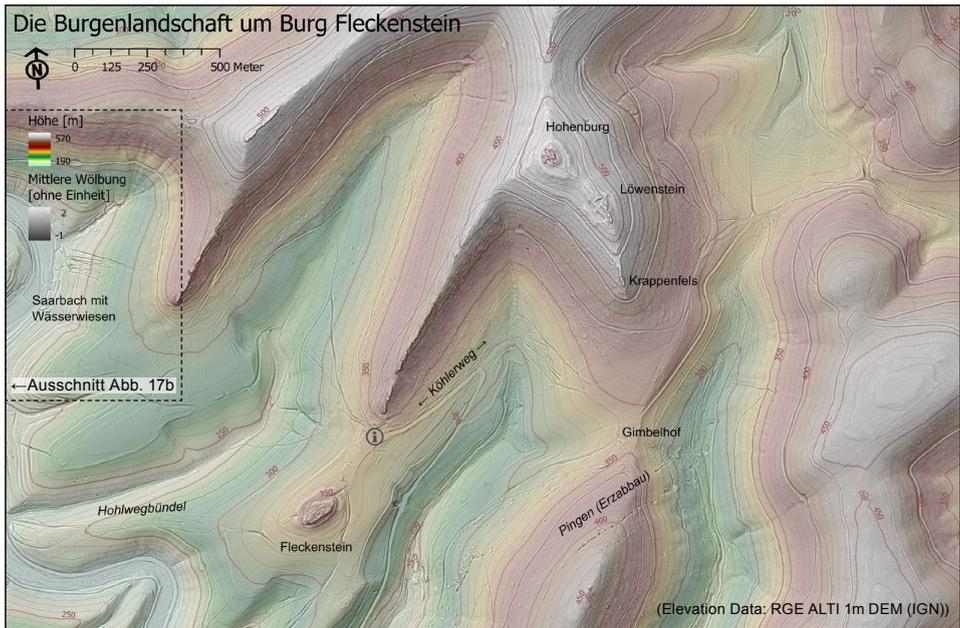


Abb. 17a: Spuren der historischen Kulturlandschaft um Burg Fleckenstein (Bearbeitet auf Datengrundlage des IGN – Institut National de l'Information Géographique et Forestière)

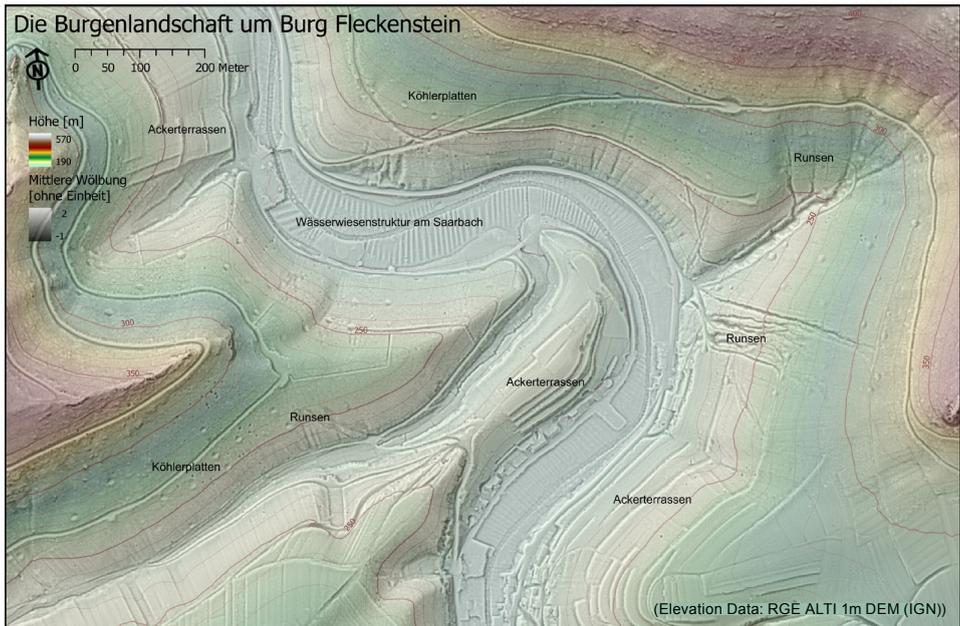


Abb. 17b: Das auf Basis des DGM berechnete Wölbungsmodell zeigt die parallel verlaufende Rückenordnung der Wasserwiesen (Buckelwiesen) des Saarbachtals (Bearbeitet auf Datengrundlage des IGN – Institut National de l'Information Géographique et Forestière)

Abb. 18: Spuren der historischen Kulturlandschaft im Gelände – Rekonstruktion eines „Köhlerplatzes“ in der Nähe von Burg Fleckenstein (Foto: © A. Köhler)



Frischwasser vervielfachen konnten. Die Mittelhänge zeigen hingegen dichte Vorkommen von hangabwärts verlaufenden Erosionsrinnen, sogenannten Runsen, durch die bei Starkregenereignissen wertvolle Nutzböden erodiert wurden und die, in Verbindung mit den hangparallelen Ackerrainen, von weiträumiger historischer Entwaldung zum Zwecke der Ackernutzung oder der Anlage von Streuobstbeständen zeugen (BUBENZER 2003; JÄGER 1994).

Literaturhinweise

- BOFINGER, J., GASSMANN, G. & A.K. SCHOLZ (2018): Der Albtrauf als Burgenlandschaft und Montanrevier. Burgen und ihre Funktion im Kontext der Nutzung von Ressourcen. In: MÄRZ, M. et al. (Hrsg.): Neues zur Burgenerfassung und Burgenforschung in Baden-Württemberg. Beiträge der Tagung in Esslingen am Neckar, 10. bis 12. November 2016. *Marburger Arbeitskreis für Europäische Burgenforschung* 4. Marburg, S. 9-29.
- BUBENZER, O. (2003): Talböden als Archive für Geomorphologie und Landschaftsforschung – Beispiele aus Südniedersachsen. *Kölner Geographische Arbeiten* 80, S. 41-51.
- JÄGER, H. (1994): Einführung in die Umweltgeschichte – Die Geographie. Darmstadt.
- REINHARDT, W. (2017): Verkehr im Rheinland im Mittelalter. In: Ders. (Hrsg.): Geschichte des Kölner Verkehrs. Wiesbaden, S. 100-136.
- VOLKMANN, A. (2017): Geoinformatik und Archäologie – GIS basierte Kulturraumstudie antiker und frühmittelalterlicher Besiedlungsmuster am mittleren Main. In: KERSTEN, Th. P. (Hrsg.): Kulturelles Erbe erfassen und bewahren – Von der Dokumentation zum virtuellen Rundgang. 37. Wissenschaftlich-Technische Jahrestagung der DGPF Würzburg. *Publikationen der DGPF* 26. Hamburg, S. 76-89.

Kurzexkursionen

PLETSCH, ALFRED & HENNER WIEDERHOLD

Wanderziele im Burgwald: Franzosenwiesen und Mönchswald

Zielsetzung der Exkursion

Mit einem Anteil von 42 % nimmt der Wald in Hessen unter den Bundesländern, gemeinsam mit Rheinland-Pfalz, hinsichtlich der Flächennutzung die Spitzenposition ein (Bundesdurchschnitt 33 %). Ein wesentlicher Grund hierfür mag in der geologischen Struktur des Landes liegen, namentlich in der Dominanz des Buntsandsteins, der vor allem in Osthessen vorherrscht. Abraham Gottlob Werner (1749-1817), akademischer Lehrer Alexander v. Humboldts an der Bergakademie in Freiberg (Sachsen), hat diese geologische Formation einmal als die „*nationale Armut der Deutschen*“ bezeichnet. Gemeint war damit, dass sich die kargen Sandböden auf diesem Substrat wegen ihrer Nährstoffarmut und des geringen Wasserhaltevermögens für eine landwirtschaftliche Nutzung nur schlecht eignen und dass sie von daher logischerweise nur für die Waldnutzung geeignet seien.

Auf den ersten Blick scheint sich diese Auffassung am Beispiel des Burgwalds zu bestätigen. Zwischen den Tälern von Eder, Wetschaft, Ohm, Wohra und dem südlichen Kellerwaldrand bildet der Buntsandstein einen recht einförmigen, insgesamt wenig zertalten Block, der sich zwischen dem Lahn-Dill Bergland und dem Kellerwald in das westhessische Grundgebirgsmassiv vorschiebt. Mit einer Fläche von nahezu 20.000 ha handelt es sich beim Burgwald heute um die größte zusammenhängende Waldfläche Hessens mit Kiefer, Buche, Fichte, Eiche, Douglasie und Lärche als prägenden Baumarten. Dabei ist die Waldverbreitung auffällig kongruent mit der Verbreitung des sog. Mittleren Buntsandsteins (Volpriehausen-, Dethfurt-, Hardeggen- und Soling-Folge), der wegen seiner Eigenschaften lokal auch als Marburger Bausandstein bezeichnet wird und der sich in vielen Bauwerken Marburgs und der umliegenden Gemeinden wiederfindet.

Es soll natürlich auf dieser Exkursion nicht darum gehen, die Lehrmeinung Werners zu bestätigen oder die historische Diskussion um die Nutzbarkeit der Buntsandsteingebiete neu zu entfachen, dies umso weniger, als die heutigen Gegebenheiten ja nicht unbedingt denen in der Vergangenheit entsprechen müssen. Vielmehr ist im Laufe einer jahrtausendelangen Entwicklung seit dem Ende der Eiszeit in Mitteleuropa von einem Kulturlandschaftswandel auszugehen, der auch die Mittelgebirgslandschaften in unterschiedlicher Weise mit einbezogen hat. Um dies aufzuzeigen, eignet sich der Burgwald besonders nachdrücklich. So wurde auf der Burgwaldhochfläche am Ostrand des Hirschbergs bei Bracht eine bandkeramische Siedlung nachgewiesen, die auf die Zeit um 4.500 v. Chr. datiert werden konnte. Bronzezeitliche Funde deuten auf eine agrarische Nutzung zumindest in Teilen der Hochfläche um 1.500 v. Chr. hin. Nicht zu vergessen der Christenberg, ein beeindruckender Beleg für die Bedeutung

des Burgwalds während der Keltenzeit, der in diesem Fall speziell auf dessen strategische Bedeutung am Rande der Wetschaftniederung hinweist.

Insbesondere sind es jedoch die Veränderungen der Kulturlandschaft im Zuge der nachchristlichen Zeit, die in Mitteleuropa ja insgesamt durch mehrere Phasen starken Bevölkerungswachstums und -schwundes und damit einhergehend alternierender Phasen der Landnahme und des Siedlungszerfalls gekennzeichnet sind. Hierfür ist der Burgwald ein besonders beeindruckendes Beispiel, das zudem durch einschlägige wissenschaftliche Untersuchungen gut dokumentiert ist, nicht nur von geographischer Seite. Dies zu zeigen ist eines der Hauptziele dieser Exkursion, wobei sich an den verschiedenen Zielpunkten sowohl die naturräumlichen als auch die kulturlandschaftlichen Veränderungen eindrucksvoll aufzeigen lassen.

Der Burgwald – Naturräumliche Kennzeichen

Die Verwendung des Begriffs „*Burgwald*“ ist im historischen Kontext nicht einheitlich. Ursprünglich galt der Name nur einem Waldgebiet, das die zwischen Wetter und Rosenthal vom Mittleren Buntsandstein gebildete Hochfläche überzog. Dabei sind Bedeutung und Herkunft des Namens *Burgwald* nicht eindeutig geklärt. Denkbar ist, dass er sich von einer der zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Burgen (Kesterburg/Christenberg, Burg Mellnau, Hundsburg, Wolfsburg, Dachsburg, Lüneburg u. a.) ableitet. Möglicherweise war die Bedeutung aber auch einfach nur „*Bergwald*“.

Aus geographischer Sicht wird gelegentlich zwischen einem „*Inneren Burgwald*“ bzw. einer „*Burgwaldhochfläche*“ und den stärker zertalten „*Burgwaldrandgebieten*“ unterschieden, wobei es unterschiedliche Auffassungen darüber gibt, ob es sich bei der Hochfläche um eine „*Schichtfläche*“ (also eine Fläche, die mit der anstehenden Gesteinsschicht identisch ist) oder eine „*Rumpffläche*“ (also eine Verebnungsfläche, die das Ergebnis eines Abtragungsprozesses ist) handelt. Dieser Frage soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Unstrittig ist die geologische Zuordnung des Burgwalds zur sog. „*Frankenberger Scholle*“ (frühere Bezeichnung *Frankenberger Triasbucht*, vgl. Abb. 1), einem gestaffelten Kesseleinbruch am Ostrand des Rheinischen Schiefergebirges, der sich schon während des ausgehenden Paläozoikums vollzogen hat. Der so entstandene Trog wurde in der Folgezeit durch die Ausdehnung des Zechsteinmeeres mit marinen und im Verlauf der anschließenden Buntsandsteinabfolge mit terrestrischen Sedimenten wieder aufgefüllt. Durch die Hebung des Schiefergebirges während des Tertiärs sind diese mesozoischen Schichten mit angehoben worden und dabei teilweise zerbrochen, ohne dass sich allerdings die horizontale Schichtlagerung dadurch wesentlich änderte. Nur an wenigen Stellen haben Basaltergüsse die Buntsandsteinschichten durchstoßen, etwa im Großen und Kleinen Badenstein, wo die dadurch entstandenen Kuppen allerdings durch den Basaltabbau inzwischen fast völlig wieder verschwunden sind.

Für die jüngere Reliefentwicklung des Burgwalds spielt die Dynamik der Abtragungsverhältnisse während der pleistozänen Kaltzeiten eine wichtige Rolle. Der

Vergleich der Taldichte mit der Flussdichte ergibt z. B. eine auffällige Häufigkeit von Trockentälern, also Taleinschnitten, die heute keine (oder nur sporadische) Wasserführung aufweisen. Diese Täler stellten in den Kaltzeiten des Pleistozäns die Abflusssysteme dar, als durch die Bodengefrorenis und die damit verbundene Unterbindung der Dränage nur oberflächlicher Abfluss möglich war. Die dadurch entstandenen Taleinschnitte wurden unter kaltzeitlichen Klimabedingungen teilweise durch Schuttdecken überzogen, die in Verbindung mit der Ablagerung feinkörniger Sedimente, vor allem von Löss, eine intensive solifluidale Umformung erhalten haben. Da diese Prozesse stark expositionsabhängig erfolgten, ist für viele Täler des Burgwalds eine auffällige Asymmetrie zu beobachten.

Die dünnen Lössauflagen in muldenförmigen Vertiefungen haben vor allem im südlichen Teil des Burgwalds schon früh den Menschen zur Rodung kleinerer Kulturlandareale innerhalb des ansonsten fast geschlossenen Waldgebiets veranlasst. Als markanteste Landschaftszäsur kam dem Wohratal besondere Bedeutung zu, das den gesamten Buntsandsteinblock des Burgwalds tief durchschnitten hat und mit seinem fast geradlinigen Verlauf bis zum Grundgebirge an der Südflanke des Kellerwalds reicht. Hier konzentrierten sich im Verlauf der Geschichte die Siedlungen, ähnlich wie im Tal der Wetschaft im Westen, während die Burgwaldhochfläche aufgrund ihrer naturräumlichen Ausstattung einer intensiveren Nutzung stets eher abträglich blieb.

Auch hinsichtlich des Lokalklimas weist der Burgwald einige Besonderheiten auf. Die Lage im Windschatten des Rothaargebirges, das mit Höhen bis 800 Meter einen Teil der milden Westwinde abfängt, hat kühlere Mitteltemperaturen im Vergleich zu

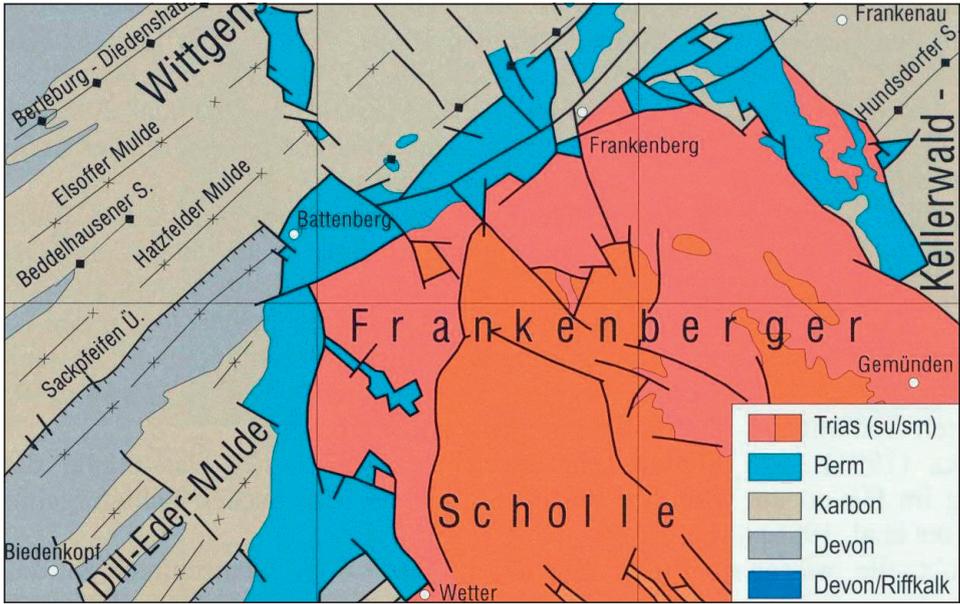


Abb. 1: Die „Franckenberger Scholle“ (Ausschnitt aus HLNUG, Hrsg. 2021, S. 89)

anderen hessischen Mittelgebirgen mit ähnlicher Struktur zur Folge. Die Jahresmitteltemperaturen bewegen sich zwischen 7 und 8 Grad Celsius. Insbesondere in der zentralen Mulde, den Franzosenwiesen, entsteht in vielen Nächten ein Kaltluftsee. Die dort vorhandenen Torfmoose verdunsten große Mengen an Flüssigkeit (was bis zum Zwanzigfachen im Vergleich zu einer gleich großen Wasserfläche betragen kann!), was aufgrund der Verdunstungskälte empfindliche Temperaturabsenkungen bewirkt. Die gegen Abend absinkende und sich abkühlende Luft fließt durch die zuführenden Täler in den zentralen Kessel. In Kombination mit der vor Ort abgekühlten Luft (äußert sich auch durch eine hohe Nebelhäufigkeit) entstehen Kaltluftseen, die selbst in den Sommermonaten zu nächtlichen Minustemperaturen führen können. Langzeitmessungen der Universität Marburg auf den Franzosenwiesen ergaben, dass es in jedem Monat des Jahres zu Nachtfrösten gekommen ist bzw. kommen kann. Im Sommer kann der Temperaturunterschied im Tagesverlauf bis zu 30 Grad Celsius betragen.

Auch hinsichtlich der Jahresniederschläge hat die Leelage im Schatten des Rothaargebirges deutliche Auswirkungen. So liegen die durchschnittlichen Jahresniederschläge im Mittel bei 700 mm und damit deutlich unter den Niederschlagssummen der angrenzenden Mittelgebirge. Auf den Franzosenwiesen werden nur 535 mm erreicht. Insgesamt ist somit das Klima des Burgwalds mit seinen relativ geringen Niederschlägen und größeren Temperaturgegensätzen deutlich kontinentaler als das der umliegenden Regionen, mikroklimatisch aber durch hohe Luftfeuchtigkeit in Bodennähe auch wiederum sehr atlantisch geprägt. Diese Kombination bietet Pflanzen- und Tierarten aus sehr unterschiedlichen Klimaten einen Lebensraum (WEISS 1979).

Zur Waldgeschichte des Burgwalds

Wendet man sich zunächst allgemein der Waldgeschichte des Burgwalds zu, so sei vorausgeschickt, dass sich ähnliche Entwicklungen auch in anderen mitteleuropäischen Mittelgebirgsregionen vollzogen haben. Spätestens seit der neolithischen Landnahme (ab ca. 5.500 v. Chr.) hat der Mensch durch die Anlage von Wohnstätten und Nutzflächen die Natur in stärkerem Maße verändert als er es davor im Stadium des Jäger- und Sammlertums getan hat. Auch im Burgwald reichen die ältesten archäologischen Zeugnisse bis in die bandkeramische Zeit zurück, wie entsprechende Funde auf dem alten Sportplatzgelände von Bracht ergeben haben (EISEL 1965, S. 14). Auch bronzezeitliche Funde (z. B. Hügelgräber, ebenda S. 97) finden sich vereinzelt, wobei sich die Funde mit dem Übergang zur Eisenzeit mehren. Waren es zunächst vorwiegend keltische Stämme, die vom Wetschafttal aus in den Burgwald vordrangen, so folgten Ihnen ab dem ersten vorchristlichen Jahrhundert germanische Stämme (Chatten), die ab 469 n. Chr. dem Reich der Franken zuzuordnen sind.

Die Einbeziehung des Burgwalds in die kulturlandschaftliche Entwicklung erfolgte dabei in unterschiedlicher Intensität. Auch wo keine unmittelbare Besiedlung erfolgte, wurde jahrhundertlang die Waldweide praktiziert. Mit dem Übergang zur Stallhaltung gewann die Waldstreunutzung an Bedeutung, der Holzeinschlag durch

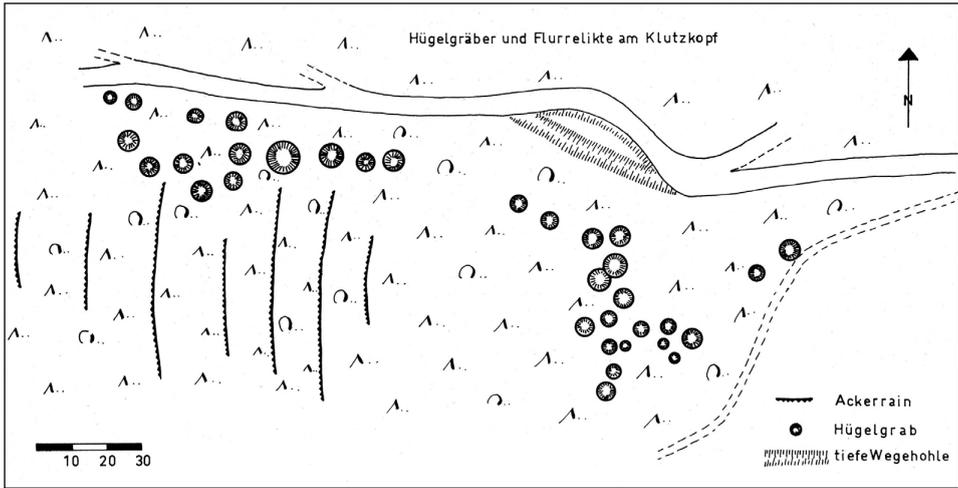


Abb. 2: Bronzezeitliche Hügelgräber im Burgwald (EISEL 1965, S. 97)

Köhler, Aschenbrenner und Glasmacher führte schon bald, wie in anderen hessischen Waldgebieten, zu Waldverwüstung und Holznot. Namentlich während des Hochmittelalters wurde der Wald auch durch intensive Rodungen und die Neuanlage von Siedlungen weiter zurückgedrängt. Die Untersuchungen von EISEL (1965) haben ergeben, dass die gesamte Bundsandsteinhochfläche während der hochmittelalterlichen Rodephase mit Siedlungen durchsetzt war, die sich hinsichtlich ihrer Entstehung aufgrund ihrer Namen der *Fränkischen Ausbauphase* bzw. der *Hochmittelalterlichen Rodephase* i. S. ARNOLDS (1875) zuordnen lassen. Auch wenn sich der größte Teil dieser Siedlungen randlich zur eigentlichen Burgwaldhochfläche bzw. in den tiefen Taleinschnitten befand, so war die Hochfläche selbst, wie aufgrund von Flurkartierungen gezeigt werden konnte, weitgehend als Nutzland erschlossen. Allein im südlichen Teil des Burgwaldgebiets konnte EISEL 34 Siedlungsplätze nachweisen, die im Zuge der *Spätmittelalterlichen Wüstungsphase* wieder aufgelassen wurden. Die zugehörigen Fluren, heute teilweise noch aufgrund überlieferter Distriktnamen identifizierbar, unterlagen zum großen Teil wieder einer Überwaldung, die sich in dieser Phase weitgehend auf der Grundlage natürlicher Regeneration vollzog.

Gleichwohl ist für den Burgwald auch schon früh der Beginn einer geregelten Forstwirtschaft nachweisbar, wie BOUCSEIN (1983, S. 882 ff.) dargelegt hat. Schon in frühfränkischer Zeit ist das Gebiet als Königsforst ausgewiesen (LACHMANN 1967), der über viele Stationen, bei denen auch die geistlichen Institutionen (Mainz, Haina) beteiligt waren, unter den Einfluss der hessischen Landgrafen gelangte. Diese frühen Wandlungen der Waldbesitz- und Forstorganisation hatten jedoch in erster Linie im Sinne einer Ausweitung des Siedlungsraums, verbunden mit einer Intensivierung der Holznutzung, Bedeutung. Eine forstwirtschaftliche Umgestaltung wurde selbst durch die landgräflichen Forstordnungen kaum wirksam, die erstmals 1532 erlassen wurden

und denen speziell für den Burgwald weitere Erlasse in den Jahren 1535 und 1538 folgten. Zwar wurde durch die Einsetzung von Förstern, Waldläufern oder Waldschützen eine strengere Beaufsichtigung des Waldgebiets ermöglicht, dies betraf jedoch in erster Linie die Wachsamkeit gegenüber unrechtmäßiger Nutzung durch die Bevölkerung oder die Miteigentümer.

Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts sind verstärkt Bemühungen sichtbar, den Waldbestand zu schützen und eine Wiederbewaldung zu ermöglichen. So begann z. B. der Oberjägermeister von Einsiedel am 1. Mai 1734 mit einer Bestandsaufnahme der landgräflichen Forste, die drei Viertel des Burgwalds umfassten. Angesichts der geringen Bestockung namentlich der Buchenbestände verfasste er *„notamina, wo zur aufnahm und wiederherstellung derer Waldungen (...) des Burgwaldes ohnumgänglich vonnöthen“*. Seine Empfehlungen betrafen einen ganzen Maßnahmenkatalog, der u. a. folgende Punkte umfasste: Eine starke Verminderung des Wildbestands; Grasbeseitigung bzw. Bodenbearbeitung und Einsaat auf verlichteten Schlägen; Läuterung junger Bestände; Mittelwaldähnliche Verjüngung (*„zu stammreiß abtreiben“*) geringer Bestände, *„wodurch das vorrätthige Heisterholz biß zu beßerm wachstum geschonet“* werde; Entnahme von Heidekraut statt Laub zu Streuzwecken; Einschränkungen des Huterechts; Anlage und Vergrößerung von *„Eichelgärten“*, Bepflanzung der Heiden, auch Saat von Kiefer und anderen Holzarten, *„wie es an jedem orte thun und schicken“*, damit dem *„vor augenstehenden Holzmangel noch beyzeiten vorgebeuget werde“* (zit. nach WEIMANN 1983, S. 886; vgl. auch die Ausführungen zum Mönchswald bei LEICHT (o. J.).

Trotz dieses Maßnahmenkatalogs setzte sich die Degradierung des Waldbestands im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts dramatisch fort, wobei es zu den historischen Merkwürdigkeiten zählt, dass dreimal französische Einflüsse eine weitere wesentliche Verringerung der Waldsubstanz bewirkten, nämlich: Rodungen für Hugenottensiedlungen und solche der Waldenser in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, große Holzeinschläge durch die französischen und englischen Truppen während des Siebenjährigen Krieges und *Exploitationen* in den Jahren nach 1805 während der Herrschaft von Jérôme Bonaparte als König von Westphalen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der Burgwald in seinem Waldbestand weitgehend zerstört, so dass eine systematische Wiederbewaldung notwendig wurde.

Dabei wurden die Empfehlungen von Einsiedels um die Jahrhundertwende durch den Oberforstmeister von Wildungen wieder aufgegriffen, dies insbesondere hinsichtlich der Neuanpflanzung, bei denen nunmehr dem schnellerwüchsigen Nadelholz Vorrang eingeräumt wurde. In einem Schreiben an seinen Landesherrn formuliert von Wildungen im Jahre 1800: *„Daß meine unterthänigst ohnmaßgeblichen Kulturvorschläge in Ansehung fast aller beträchtlichen Blößen auf Nadelholz gerichtet sind, dazu bewog mich die leider nur allzu begründete Bemerkung, daß der Mangel an Eichenbauholz auch in den hiesigen Forsten immer fühlbarer zu werden anfangt, durch das schneller heranwachsende Nadelholz aber, dessen bis hierhin nur noch unverhält-*

nismäßig wenig angezogen worden ist, jener Abgang (der ferneren sorgfältigsten Eichenanzucht jedoch ganz unbeschadet) unstreitig am füglichsten einstweilen ersetzt werden könne“ (StAM Akten 5-13989, zit. nach WEIMANN 1983, S. 887).

Einer „Generellen Beschreibung“ über den Stand der Wiederbepflanzungen im Burgwald heißt es ein halbes Jahrhundert später im Jahr 1847: „Der größte Theil des Todenhäuser Forstreviers bestand seither aus durch vormalige unpflegliche Bewirtschaftung und häufige Waldstreu-Nutzungen gänzlich herabgekommenen Buchenbeständen, in welchen dann im Laufe der Zeit sich auch weiche Hölzer, vorzugsweise Birken, angesiedelt haben. Es sind jedoch seit den letzten Jahrzehnten auch beträchtliche Flächen mit Nadelhölzern, besonders mit Kiefern schon angebaut worden und der Anbau dieser Holzart ist in der That das einzige Mittel, so mancher fast ertragslos gewordener Fläche eine angemessene Bewaldung wieder zuzuführen“ (Quelle wie vor). Offensichtlich wurde den Empfehlungen des Oberforstmeisters von Wildungen Rechnung getragen, und betrachtet man die weitere Entwicklung der Flächenanteile der unterschiedlichen Holzarten (vgl. Abb. 3), so hat sich an dieser Praxis bis in die jüngste Vergangenheit nichts geändert. Fast drei Viertel des Baumbestands im Burgwald sind heute durch Nadelholz geprägt, der Anteil der Buche liegt bei 20, der der Eichen gar nur bei 7%.

Dramatisch sind die Spätfolgen dieser Entwicklung: So bittet das Forstamt Burgwald seine Waldbesucherinnen und Waldbesucher auf der Internetseite von Hessen-Forst um Verständnis für gewisse Einschränkungen, die sich aus der stark angespannten Waldschutzsituation ergeben (<https://www.hessen-forst.de/post/tag/borkenkaefer/#>). Demnach sieht sich der Burgwald im Jahr 2021 einem Borkenkäferbefall in noch nie dagewesener Heftigkeit ausgesetzt. Die Population des Käfers hat sich seit 2019 von Jahr zu Jahr vervielfacht. Da im Einzugsbereich der vielen Schutzgebiete des Burg-

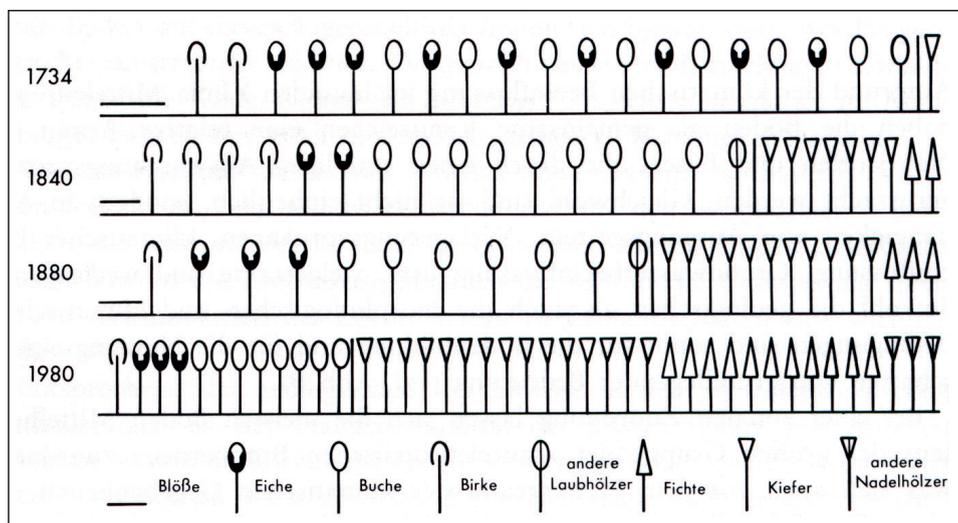


Abb. 3: Flächenanteile der Holzarten im Burgwald 1734-1980 (WEIMANN 1983, S. 886)



Abb. 4: Zum Fällen markierte abgestorbene Fichten im Burgwald (Foto: © L. Feisel, autorisiert; <https://www.ag-burgwald.de/bedrohungen-für-den-burgwald/klimawandel/>)

walds der Einsatz von Pflanzenschutzmitteln ausgeschlossen ist, sind die Forstbetriebe gezwungen, aus einem über 5000 ha großen Areal um den „Langen Grund“ bei Schönstadt, die „Franzosenwiesen“ und das „Rote Wasser“, dem „Christenberg“ und seinem „Talgrund“ sowie dem „Diebskeller“ mit „Hungertal“ sämtliches aufgearbeitetes Fichtenholz unbehandelt auf Trockenlager außerhalb des Waldes zu transportieren, um damit die sich gerade in frisch befallenen Bäumen entwickelnden Käfer am Ausflug und am Befall neuer Bäume zu hindern. Parallel dazu sind die Forstbehörden bemüht, die gesunden Bestände zu schützen und durch Neuanpflanzungen zu ergänzen. Ob dieser Kampf für die Forstbehörden zu gewinnen ist, steht angesichts des offensichtlichen Klimawandels als einer der Ursachen des Befalls dahin.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Waldvegetation des Burgwalds und ihre Wandlungen im Laufe der letzten Jahrhunderte eine Entwicklung kennzeichnet, die für die jüngere hessische Waldgeschichte ganz allgemein charakteristisch ist, insbesondere für die Verhältnisse im Bereich des Hessischen Berglandes, für die u. a. durch die Arbeiten von IMMEL (1939) und RÜHL (1967) einschlägige Vergleichsstudien vorliegen.

Aspekte der geographischen Siedlungsforschung im Burgwald

Die historisch-geographische Siedlungsforschung in Hessen wurde in den 1960/70er Jahren maßgeblich durch Untersuchungen geprägt, die am Geographischen Institut

der Philipps-Universität entstanden sind (vgl. DÖPP & PLETSCH 2000). Auch dem Burgwald wurden mehrere Untersuchungen gewidmet. BORN (1968) hat die wichtigsten Ergebnisse dieser Diskussion zusammengefasst. Hinsichtlich der Erforschung der Siedlungsformen stützt er sich in starkem Maße auf die Untersuchungen von Orts- und Flurwüstungen im südlichen Burgwald durch EISEL (1965), indem er betont: *„Eisel gelang der Nachweis, daß zahlreiche Burgwaldorte bereits in karolingischer Zeit bestanden. Er wertet die regelmäßige Gestaltung zahlreicher Wüstungsfluren als Indiz für einen planmäßigen Landesausbau in karolingischer Zeit.“*

Weiter schreibt BORN (S. 69 ff.): *„Das Gebiet des Burgwaldes, dessen Grenzen man gemeinhin mit den Tälern von Eder im Norden, Wetschaft im Westen, Ohm im Süden und Wohra im Osten gleichzusetzen pflegt, kann nicht als naturräumliche Einheit aufgefasst werden. Man hat zu unterscheiden zwischen dem Inneren Burgwald, d. i. der überwiegend vom Mittleren Buntsandstein aufgebauten Burgwaldhochfläche, und dem Äußeren Burgwald, dem die verschieden widerstandsfähigen Schichten des Unteren Buntsandsteins eine bewegtere Oberflächengestalt verleihen (...).*

Der Innere Burgwald setzt sich mit einer markanten Steilstufe, die durch die harten Bänke des „Marburger Bausandsteins“ gebildet wird, gegen den Äußeren Burgwald und die Wetschaftniederung ab. Auf seinem Plateau verlaufen nur wenige Täler mit periodischer Wasserführung. Seine nährstoffarmen Böden tragen Wald, der nur an wenigen Stellen von Wiesengründen unterbrochen wird. Von jeher ist der Innere Burgwald ein siedlungsfeindliches Gebiet gewesen. Lediglich in den „Brücher Wiesen“ lag im frühen Mittelalter eine Siedlung, die anscheinend nur kurze Zeit bestand (vgl. G. EISEL, 1965, S. 69). Auch durch die hochmittelalterlichen Rodungen ist die Waldfläche nicht wesentlich eingeschränkt worden, nur wenige Flurwüstungen lagen auf der Hochfläche.

Dagegen ist der Äußere Burgwald, wie die von G. Eisel gemachten Keramikfunde zweifelsfrei zeigen, in karolingischer Zeit schon relativ dicht besiedelt gewesen. Eisel gebührt das Verdienst, mit seinen Untersuchungen die alteingefahrene Vorstellung von einer erst im späten (gemeint wohl „hohen“) Mittelalter einsetzenden Besiedlung des Burgwaldes korrigiert zu haben (...).

Es ist nun aber zu prüfen, ob die frühmittelalterliche Besiedlung des Burgwaldes infolge staatlich gelenkter Kolonisation, die möglicherweise vom Christenberg aus beaufsichtigt wurde, einen besonderen Charakter erhielt. Eisel vertritt die Ansicht, daß die Besiedlung des Burgwaldes in karolingischer Zeit mit der Entstehung planmäßiger Siedlungsanlagen verbunden war. In den Flurrelikten, die zu den im frühen Mittelalter schon vorhandenen Ortschaften gehören, sieht er die Reste „geplanter Streifenfluren“ (1965, S. 141). Als wichtigstes Indiz für die planmäßige Entstehung der Ackerrainsysteme wertet er die regelmäßigen Erscheinungen (Breitenmodule) in den Breiten der Ackerterrassen einer Flur. Diese Beweisführung, der eine innere Logik nicht abzuspüren ist, steht im gedanklichen Zusammenhang mit den früher von K. Scharlau und seinen Schülern vertretenen Auffassungen über die charakteristischen Eigenschaften von Streifenfluren (...). Das auffallendste Kennzeichen der zu den frühmittelalterlichen Burg-

waldorten gehörenden Fluren ist (jedoch) die strikte Anpassung des Ackerrainverlaufs an die Geländegegebenheiten. Durch diesen Umstand unterscheiden sie sich krass von den wirklich planmäßigen Fluranlagen im Burgwald, die aber alle zu hoch- und spätmittelalterlichen Siedlungen gehören (...).

In den „Brücher Wiesen“ fand G. Eisel zwei wüste Wohnplätze, die nach Ausweis der Keramikfunde in der Zeit zwischen dem 8. und 10. Jahrhundert bestanden. Eisel vermutet, daß es sich hierbei um Einzelhofsiedlungen gehandelt hat. Man könnte daran denken, daß diese Höfe zur Versorgung des Christenbergs angelegt worden sind (...). Die in der Umgebung der Ortswüstungen festgestellten Flurrelikte können, wie Eisel selbst feststellt, den einzelnen Wohnplätzen nicht eindeutig zugeordnet werden. (...) Anzeichen für eine regelmäßige Flurgestaltung fehlen völlig.

Das sich unmittelbar nördlich des Christenbergs hinziehende enge Kerbtal trägt die Bezeichnung „Im Thalhausen“ oder „Thalhäuser Grund“. Diese Flurnamen scheinen sich auf einen weiteren wüsten Wohnplatz zu beziehen, der allerdings durch schriftliche oder mündliche Überlieferung nicht bezeugt ist. Tatsächlich konnte G. Eisel (1965, S. 94 ff.) nahe des „Silberborn“ Funde von Keramik, Holzkohle und Hüttenlehm machen. Er vermutet hier einen Wohnplatz, der nach relativ kurzem Bestehen im 11. und 12. Jahrhundert wüst wurde. Nördlich des Wohnplatzes liegen auf steilem Hang einige Ackerterrassen (...).

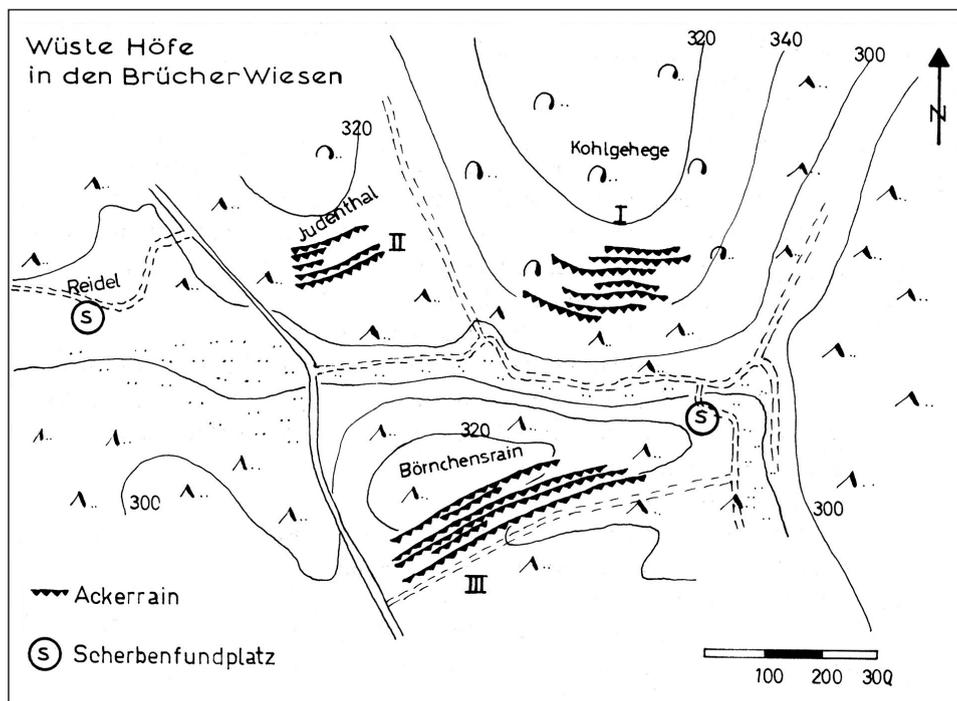


Abb. 5: Flurrelikte der wüsten Höfe in den Brücher Wiesen (EISEL 1965, S. 66)

Zusammenfassend kann so gesagt werden, daß durch die Untersuchungen Eisels der Nachweis einer karolingerzeitlichen Besiedlung des Burgwaldgebietes, die allerdings den Inneren Burgwald kaum berührte, erbracht wurde. Eine planmäßige Siedlungslenkung hat aber allem Anschein nach erst im hohen Mittelalter eingesetzt.“

Die spätmittelalterliche Wüstungsphase erbrachte dann allgemein ein neuerliches Vordringen des Waldes. Allein in dem zwischen Wetschaft, Ohm, Wohra und Bentreff gelegenen südlichen Burgwaldteil wurden mehr als 30 Ortschaften verlassen. Auf der Hochfläche blieben nur Rosenthal, Willershausen, der Deutschordenshof Merzhau- sen, Roda und Bracht bestehen. Erst als Ende des 17. Jahrhunderts die Hugenottensiedlungen Schwabendorf, Wolfskaute und Hertingshausen gegründet wurden, kam es auf der Burgwaldhochfläche wieder zu Rodungen. Aber auch den damals entstehenden kleinen Ortschaften ist in der Folgezeit keine besondere Entwicklung mehr beschieden gewesen.

Schlussfolgernd kann man sagen, dass zahlreiche mittelalterliche Siedlungsver- suche im Inneren Burgwald scheiterten, wozu das ungünstige Klima und die armen Böden gleichermaßen beigetragen haben mögen. Bei den Umstrukturierungen des

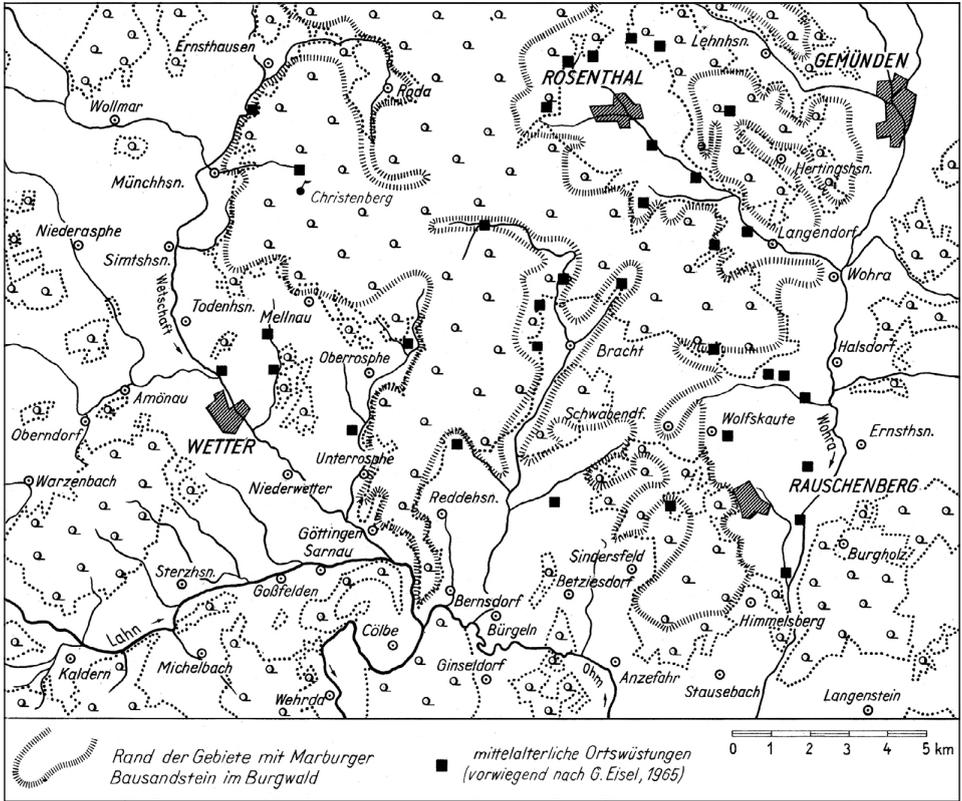


Abb. 6: Die Wüstungen im südlichen Burgwaldgebiet (BORN 1967, Abb. 37 n. S. 176)

Siedlungsgefüges spielten auch stets territorialpolitische Rivalitäten und Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft eine Rolle, wovon nicht zuletzt die zahlreichen Burgen und Städtegründungen Zeugnis ablegen – auch wenn nicht allen diesen Gründungen nachhaltiger Erfolg beschieden gewesen ist. Dies bedeutete indessen nicht, dass der Burgwald nicht stets einer intensiven Nutzung unterlag, etwa durch die Bauern der umliegenden Dörfer, die ihre Rinder, Schafe und Schweine zur Mast in den Wald trieben. Es entstanden Hutewälder mit großen, weit voneinander entfernt stehenden Bäumen, insbesondere Eichen und Buchen, von denen heute noch einige erhalten sind. Zudem wurde auch massiv Holz eingeschlagen, unter anderem für die Frankenger Silber- und Kupferminen. Und natürlich spielte die Jagd stets eine große Rolle, auch wenn diese lange Zeit hindurch den Landesherren vorbehalten war.

Jagdrevier der hessischen Landgrafen

Bis ins hohe Mittelalter galt im Burgwald das Wort der Mainzer Bischöfe. Rauschenberg, Mellnau, Rosenthal und der Christenberg waren Bastionen, um ihre Machtsphäre im Burgwald- und im Edergebiet zu kontrollieren und zu sichern.

Zeitgleich versuchten die thüringisch-hessischen Landgrafen, zwischen ihren nieder- und oberhessischen Besitzungen unter Umgehung der dazwischen liegenden Grafschaft Ziegenhain eine Verbindung herzustellen. 1233 ließ Konrad von Thüringen, der seit 1231 für seinen Bruder Landgraf Heinrich Raspe die hessischen Gebiete der Landgrafschaft Thüringen verwaltete, mitten in der mainzischen Grafschaft Battenberg die Burg und Stadt Frankenberg errichten, allen Einsprüchen der benachbarten Grundherren zum Trotz. Damit gelangte auch der Burgwald unter ihre Kontrolle.

Exkurs: Der Burgwald – Hohe Jagd, Niedere Jagd, Wilderei!

Das Jagdregal war ursprünglich Ausdruck der Hoheitsrechte und Privilegien eines Königs oder eines anderen Souveräns. Dabei wurden auch Wild- und Jagdarten herausgehoben, die der Adel besonders schätzte. So war z. B. die Jagd auf Hirsch oder Wildschwein dem hohen Adel (Hohe Jagd) vorbehalten. Niederwild hingegen durfte auch von anderen Personengruppen bejagt werden (Niedere Jagd). Im Burgwald besaßen die Landgrafen von Hessen seit 1464 das alleinige Jagdrecht. Das Jagdschloss Wolkersdorf (in Burgwald, OT Bottendorf) wurde zwischen 1481 und 1484, das Jagdschloss Bracht 1744 erbaut. Beide wurden durch den sog. *Herrenweg* verbunden. Entlang des Weges wurden mehrere Rastplätze angelegt, darunter die sog. *Herrenbänke* bei Rosenthal. In diesen Jahren wird auch von heftigen Konflikten um das Jagdrecht berichtet. Im Jahr 1533 ließ Landgraf Philipp eine größere Anzahl von Bürgern aus Rosenthal wegen Wilderei verhaften. Ihnen gelang jedoch der Ausbruch aus dem Gefängnis. Am 23. Juni 1623 wurde der Förster Hans Glas im Burgwald von Wilderern erschossen, am 28. Juni 1676 starb Oberförster Hans Roß in einem Feuergefecht mit Wilderern. Die Landgrafen jagten hauptsächlich Wildschweine. Im 18. Jahrhundert hatte sich aber auch das Rotwild so stark vermehrt, dass z. B. unter Landgraf Wilhelm VIII. (reg. 1751–1760) während eines einzigen Monats in 6 Jagden über 450 Stück erlegt wurden. (Quelle: verkürzt aus <<https://de.wikipedia.org/wiki/Burgwald>>; vgl. hierzu auch die Ausführungen von LEICHT (o. J.) zum Mönchwald)

Aber es gab auch andere Interessen: Ab 1464 besaßen die Hessischen Landgrafen das alleinige Jagdrecht im Burgwald, ein Privileg, das sie eifrig nutzten und an das bis heute vieles erinnert. Ein Relikt aus jener Zeit ist z. B. die „Herrenbrücke“ (früher *Fürstenbrücke* genannt) in den östlichen Franzosenwiesen. Über diese Brücke führt der *Herrenweg*, eine alte Verbindungsstrasse zwischen den früheren Jagdschlössern Wolkersdorf (Bottendorf) und Bracht. Wie eine schnurgerade Linie zieht sich dieser Weg durch den Burgwald, wohl angelegt für schnelle Pferdekutschen der landgräflichen Jagdbegleiter. Nicht endgültig geklärt ist die Existenz einer ehemaligen herrschaftliche Wildbrethalle, die angeblich 1770 der Gemeinde Roda überlassen wurde.

Der „*Landgrafenborn*“ versorgte früher die Jagdgesellschaften mit frischem Wasser, daher sein Name (Abb. 7). In den westlichen „*Brücher Wiesen*“, etwa einen Kilometer vom *Herrenweg* entfernt, standen auf einem Schießplatz ehemals zwei stockwerkhohe steinerne Türme, die mit gemauerten Schiesslöchern versehen waren (zu ihrer Lokalisierung vgl. Abb. 8). Schon 1834 wurde eines dieser *Schiesshäuser* abgebrochen und dessen Steine für die Restaurierung der Herrenbrücke verwendet. Bei den noch existierenden Resten des zweiten Schießhauses handelt es sich um den sog. „*Wolfsturm*“ (Abb. 9), dessen Mauerwerk (von drei Metern Höhe und mit fünf Schießscharten versehen) früher einen mit Schiefer gedeckten Helm trug. Heute ist die Südseite offen, Verriegelungen für ein Tor sind aber noch zu erkennen.



Abb. 7: Das Quellenhäuschen um die Wetschaftquelle am Landgrafenborn

(Quelle: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Landgrafenborn_im_Burgwald.JPG, Creative Commons, Ramllow, CC BY-SA 4.0)



Abb. 9: Der Wolfsturm – Schießstand für die landgräfliche Jagdgesellschaft (Foto: © L. Feisel, autorisiert)

Der Mönchwald – ehemaliger Besitz des Deutschen Ordens

Zwischen Rosenthal und Bracht spiegelt der Mönchwald die geologische Struktur des Burgwalds augenfällig wider. Dominant sind die Formationen des Mittleren und Unteren Buntsandsteins. Lediglich in den Taleinschnitten finden sich jüngere Sedimente, die sich für eine agrarische Nutzung besser eignen (Abb. 10). Entsprechend dominiert die Waldbedeckung, wobei die Flurbezeichnung „Mönchwald“ auf eine über Jahrhunderte hinweg kennzeichnende Sonderstellung als Ordenswald hinweist. Die Namensgebung bezieht sich auf den ehemaligen Deutschordenshof Merzhäusen südlich von Rosenthal, dessen Wirtschaftsfläche, neben 123 Morgen Ackerland, 41 Morgen Wiesen und 6 Morgen Teichfläche, auch 1036 Morgen Wald (umgerechnet rd. 250 ha) umfasste. Es handelte sich dabei um den größten Waldbesitz des Deutschen Ordens in der Ballei Hessen, der von der Kommende der Deutschherren in Marburg aus verwaltet wurde.

Bei Merzhäusen handelt es sich um die Restsiedlung einer 1256 erstmals urkundlich erwähnten Siedlung *Meinhardishusin*. Grundbesitzer des Hofes war der Graf von Ziegenhain, gerichtlich und kirchlich unterstand er dem Grafen Widukind von Battenberg, der 1261 auf alle Gerichtsbarkeit innerhalb des Gutsbezirks Merzhäusen mit Ausnahme der Verurteilung zum Tode oder zum Verlust der Hand verzichtete, nachdem Graf Berthold von Ziegenhain bereits im Jahre 1256 seine Güter in Merzhäusen mit allem Zubehör dem Deutschen Orden übertragen hatte. Das Hofgut wurde fortan von einem Prokurator (Vermögensverwalter) geleitet und mit Hilfe von Leibeigenen bewirtschaftet.

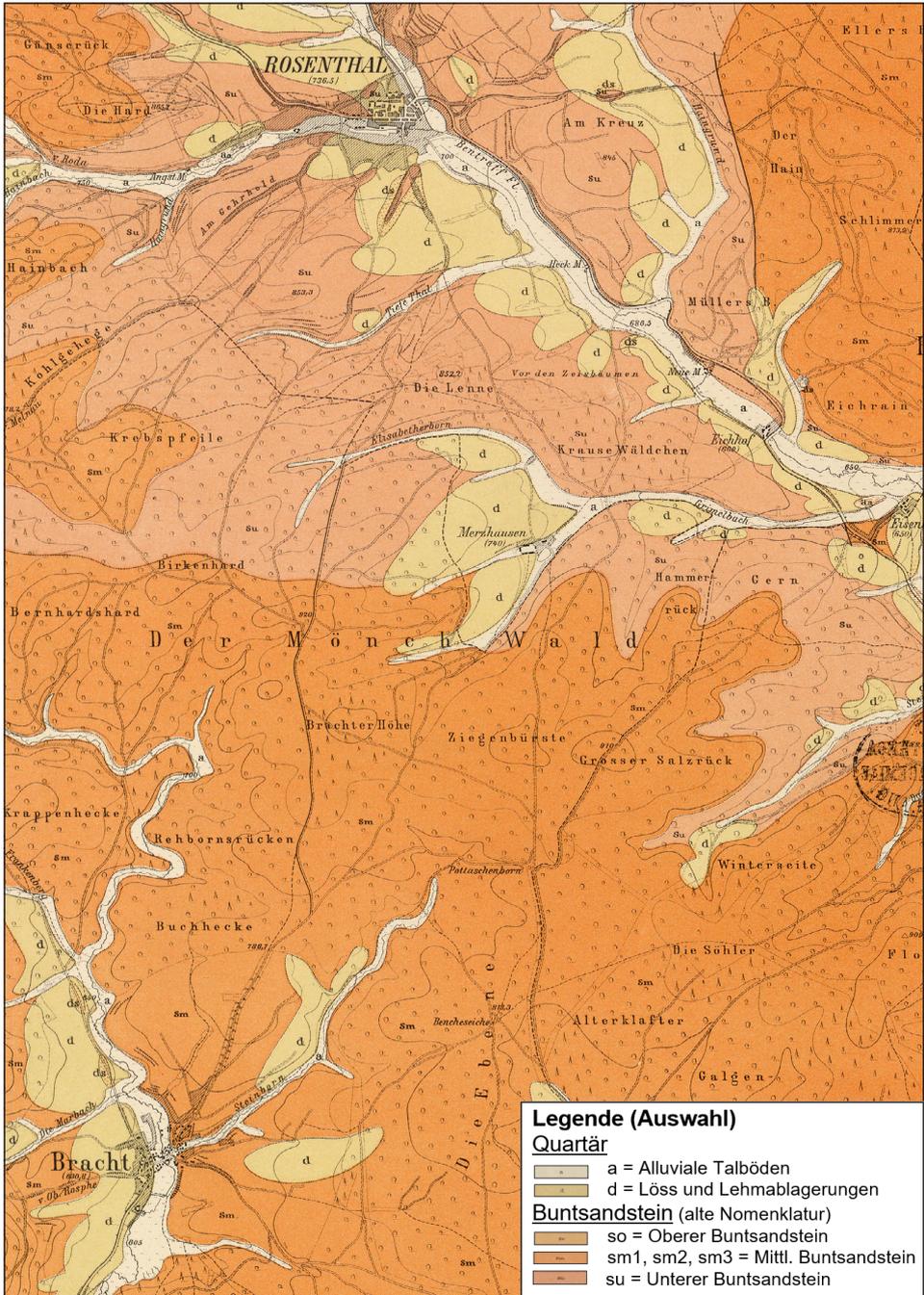


Abb. 10: Geologische Einordnung des Mönchswalds – Ausschnitt aus der *Geologischen Spezialkarte von Preussen und den Thüringischen Staaten* 1 : 25.000, Blatt Rosenthal (Quelle: <https://e-docs.geo-leo.de/handle/11858/7907>)

Nur wenige Jahre nach der Schenkung von Merzhausen erwarb der Orden weitere Güter in Bracht, Bendorf (später Rosenthal) und Schönstadt, was nicht immer reibungslos verlief. Vor allem der Streit um die Gerichtsbarkeit kennzeichnete die Beziehungen zwischen der Stadt Rosenthal und dem Deutschordenshof Merzhausen, da diese juristische Stellung gleichzeitig auch steuerrechtliche Bedeutung hatte nach dem Motto: Wer die Gerichtsbarkeit innehat besitzt auch das Steuerrecht. Dieser Streit lässt sich bis ins 17./18. Jahrhundert verfolgen, indem sowohl die Stadt Rosenthal als auch die landgräflich-hessische Regierung bestrebt waren, die volle Gerichtsbarkeit an sich zu ziehen. Die Prozesse darüber gingen bis zum Kaiser und endeten schließlich damit, dass dem Landesherrn die hohe und dem Orden die niedere Gerichtsbarkeit zugesprochen wurde.

In einem Dokument vom 20. Mai 1572 wird der Grenzverlauf des Merzhäuser Mönchswalds wie folgt beschrieben: *„Erstlich unnd anfenglich fehett sich die ohnewandunge an uff der Krommelbach, nach dem Girn von dannen nach dem stehenden stein uf der hohe unnd furters uber die hohe heher biss ann denn andern stein bey der alten Schweinskautten, biss uff denn dritten stein, vonn dem selbigen den graben herrunther biss auf die Lauchbhette unnd ligenden stein, vonn dem selbigen stein hinab nach dem Steinborn, vonn dem Steinborn als den graben hinein biss an eine gemalte eichen unnd eine buchenn, da forthain uff die rechte handt nach der Schmittgesgrueben, dem Brande unnd Birckenhardt, vonn der Birkenhardt oben uf den stein inn der Elsabhett, vonn der Elsabhett hinein nach des comethurs deich, wie die gesatzten malstein aussweisenn, unnd furters die wissenn hinein unther der Sommerseytten hinaus biss wiedder ann die obbemelte Krommelbach; ist also die ohnewandunge des Monnichswalts“* (Quelle: <https://alt.seegerteichhuette.de/heimatgeschichte/2008.11.08.htm>).

In einem im Jahr 1700 von Hermann Rudolphi gefertigten *„Abriss von dem Teutschen Freyen Ordens Hoff Merzhausen“* sind der Ordenshof und seine Wirtschaftsfläche anschaulich dargestellt. Die Karte entstand im Zusammenhang mit einer Grenzvermessung als Grundlage für Grenzsteinsetzungen in den folgenden Jahren (Abb. 11).

Die Abgrenzung des Besitzes ist heute noch gut nachzuvollziehen. Von den ehemals etwa 60 Grenzsteinen, die auf dem Rudolphi-Plan eingezeichnet sind, sind heute noch 25 erhalten, die meisten von Ihnen in gutem Zustand. Einige von ihnen wurden vom Forst in der Folgezeit zu Abteilungssteinen (Distriktsteine) umfunktioniert. Die Steine sind zumeist mit einem lateinischen Kreuz versehen, einige Steine an der Nordgrenze weisen auch Tatzenkreuze mit den sich charakteristisch verbreiternden Balkenenden auf. Die Mehrzahl der erhaltenen Grenzsteine stammt aus dem Jahr 1736. Entlang des Grenzverlaufs der südlichen Gemarkung Rosenthals sind zahlreiche Grenzsteine mit dem eingemeißelten Ro (für Rosenthal) und H (Landgrafschaft Hessen-Kassel) oder einem verschlungenen HM (für Hessen-Marburg) zu sehen, die ebenfalls zum Teil die Jahreszahl 1736 tragen (vgl. Abb. 12).

Folgt man den Ausführungen von LEICHT (o. J.), so war es der gleiche Rudolphi, der zehn Jahre später den *„ohnmaßgeblichen Vorschlag“* machte, *„wie das Forstwesen auf*

einer Wiese mehr als einem Walde gleichen.“ Davon hätten dann die Förster den Nutzen, da sie „des Jahres viel Heu darin machen“ können. Dies ist umso erstaunlicher, als sich 150 Jahre zuvor Landgraf Philipp der Großmütige und sein Sohn Ludwig IV. noch anerkennend über den Vorrat des Mönchswalds an Buchen und Eichen geäußert haben sollen. Rudolphi empfiehlt nun ein strikteres Kontrollregime, um des „Holzschwunds“ Herr zu werden: Es sollten feste Holzschreibetage eingeführt und für das Brenn- und Schichtholz einheitliche Längen festgelegt werden. Das Holz sollte zudem nur in Anwesenheit eines Ordensbediensteten verkauft werden dürfen. Um der Veruntreuung des Holzes entgegenzuwirken, wurden die Holzhauer ab 1736 vereidigt.

Weiter schreibt LEICHT (ebenda; im weiteren Text jeweils kursiv): „Zur gleichen Zeit machte der „Trappeneý Verwalter“ (etwa Zeugwart) Eulner Vorschläge zur dauerhaften Erhaltung der Waldnutzungen („der Verkaufung des Holzes und der Mast“): Schlagweise Nutzung sollte auf Standorte mit guten Böden beschränkt werden, da dabei „stumpf und stiel großes und kleines Gehölz druff“ gehen würden. Man sollte stattdessen dem jungen Gehölz Luft machen, indem man die abständigen großen Bäume herausschneidet, das Einwachsen junger Reidel in den Altholzschirm zulässt und Mastbäume erhält. Nach seiner Erfahrung sei nämlich selbst an Orten, die 12 bis 15 Jahre in Hege gelegen hatten, [...] „doch kein Holz wohl aber Graß gewachsen.“

Für die Jahre 1752 und 1768 sind sog. Waldbereitungen zur Bestandspflege bezeugt, wobei als Verjüngungsmethode die Naturverjüngung der vorhandenen Laubbäume festgelegt wurde. In zwei Fällen wurde allerdings erstmals auch eine „Tannensaat“ (Fichte) vorgeschlagen: „der Waldort Hammerrück wies Lücken auf, worum der junge Anwachs ungleich stehet und verschiedene Plätze befindlich, die mit Heide überzogen sind. Nach des hochlöblichen Forstmeisters Meynung ist allda kein Holz zu hoffen, und könnte man in die Haiden Tannen Saamen streuen, sodann die Haiden ausrupfen lassen, wodurch der Saamen wunden Boden bekäme und Fuß faßen könnte.“ Im Langen Grund soll „ein Theil Hute ohne Holz“ gewesen sein, hier wäre zwar „vor einigen Jahren ein Stück von etlichen Morgen eingeländert und mit Tannen besaamet worden, die aber nicht gar zu gut fortgekommen, dahero nach des hochlöblichen Forstmeisters Rath der mit Graß stark bewachsene Platz mit der Ege überfahren, damit das Erdreich etwas wund gemacht und nochmahlen mit Tannen Saamen überstreuet werden.“

Auf längere Zeit blieben Nadelholzkulturen noch eine Seltenheit. Und es gab auch Rückschritte: 1796 ist eine Fläche im Langen Grund, „die mit Eicheln, Büchel, Tannen Saamen und noch vor 8 Jahren mit acacien Saamen“ besät worden war, „fruchtlos ausgefallen.“ Die Ordensbediensteten August Christian Floret (Ordens-Rentmeister und Trappeneý-Adjunkt) und Förster K. Graf schlugen daher die Besamung in erprobter Manier mit Birken vor, da eine Umzäunung nicht notwendig, die Kosten gering und deren Amortisierung gewiss war. Fichtensaat wurden in den 1790er Jahren ausschließlich im Gatter und nach vollständigem Umackern der Flächen angelegt. BOUCSEIN (1955) belegt die Seltenheit von Nadelholz zu der Zeit mit dem Befund, dass die „Gerichtsdörfer des Deutschen Ordens ihre Zäune mit ‚Buchen Planken‘ herstellten.“

Neben der Holznutzung spielte der Mönchswald, wie der Burgwald allgemein, als Waldweide eine wichtige Rolle. Auch die Eichelmast verdient besondere Erwähnung, „wobei der Orden das Mastrecht in zweierlei Weise nutzte: Zum einen wurde ihm bei der Gründung das Recht verliehen, jährlich frei (also unentgeltlich) 60 eigene Schweine in den landgräflichen Wald einzutreiben. Dabei wurde der Eintrieb weiterer Schweine vermieden, weil dann ein Mastgeld fällig geworden wäre. In die eigenen Ordenswaldungen - allen voran den Mönchswald – wurden fremde Schweine in hoher Zahl gegen Entgelt zur Mast eingelassen. Diese kamen in der Zeit nach Philipp dem Großmütigen überwiegend aus den Dörfern des Amtes Amöneburg (Kurmainz). Das Mastgeld war im Voraus zu entrichten, bei früh einsetzendem Schneefall wurde das Mastgeld anteilig wieder zurückgezahlt. Wie in anderen Bereichen der Region (Grafschaft Waldeck oder die hessen-darmstädtische Herrschaft Itter) wird der Ertrag aus Mastgeldern den aus der Holzverwertung oft übertroffen haben. Der Eintrieb von Hausschweinen war daher genau wie der Holzverkauf sehr detailreich reguliert.“

Besondere Bedingungen galten hinsichtlich der Jagd. „Im Jahre 1280 lies sich Landgraf Heinrich mit ausdrücklicher Einwilligung des Ordens in Merzhausen ein Jagdhaus bauen.“ 1289 bestätigte er, „dass das Haus und der Grund und Boden, auf dem es stehe, Eigentum des Ordens sei. Der Bau des Jagdhauses ist ein erstes Indiz für den Umstand, dass sich die Landgrafen auch im Ordenswald das Jagdregal zumindest für die hohe Jagd vorbehalten haben. Für die übrige Jagd hielt sich das Ordenshaus im Mönchswald neben einem Förster auch Jäger („die zum Jagen und Hühnerfangen gehörigen Personen“). Aber auch die niedere Jagd war öfters umstritten: 1625 versuchte zum Beispiel Landgraf Philipp dem Orden das Recht der Niederjagd abzusprechen. Landkomtur Friedrich von Hörde erklärt dazu in der folgenden Auseinandersetzung, dass schon seine Vorfahren hier „immer das kleine Weidwerk gebraucht, gestellet, eingelappt, gelaust, gehetzt und Hasen, Füchse und Hühner, gelegentlich auch ein Reh gefangen“ hätten (BOUCSEIN 1955). Nach Vermittlung durch kaiserliche Kommissare sind dem Orden schließlich Wildbretlieferungen seitens der Landgrafen in deren Deutsches Haus in Marburg, die vollständige Niederjagd und die Berechtigung des Landkomturs garantiert worden, im Garn gefangene Rehe für den Orden zu behalten. Nach Einführung der Feuerwaffen beantragte der Orden das Recht, im Garn gefangene Rehe mit der Schusswaffe erlegen zu können, konnte sich in dieser Frage aber gerichtlich nicht gegen die Landgrafen durchsetzen.“

Die jahrhundertelangen Auseinandersetzungen und Streitigkeiten um die Besitzungen und Rechte des Deutschen Ordens im Burgwaldgebiet fanden zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein abruptes Ende. Dazu abschließend LEICHT (ebenda): „Mit einem Tagesbefehl vom 24. April 1809 verfügte Napoleon die Auflösung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten und entschied, dass dessen Vermögen den jeweiligen Landesherrn zufallen sollte. Er wollte damit seine Verbündeten für die übernommenen Kriegslasten entschädigen und stärker an sich binden. Das Ordensgut Merzhausen und der Mönchswald fielen daher dem Königreich Westphalen (später Kurfürstentum

Hessen-Kassel) anheim. Nach der Annexion durch Preußen im Jahre 1866 wurden die Waldungen preußischer und ab 1946 hessischer Staatswald.“

Der Blick auf den Mönchswald wäre nicht vollständig ohne Erwähnung einiger Besonderheiten, die beim Blick auf die historische Karte auffallen (Abb. 13). Sie lassen in unterschiedlicher Weise Rückschlüsse auf historische Entwicklungen zu, die teilweise in Form von Siedlungsrelikten, Orts- oder Flurnamen greifbar werden.

Ein Beispiel ist der Eichhof, bei dem es sich um die Restsiedlung eines mittelalterlichen Dorfes handelt. Nach EISEL (1965, S. 67 f.) liegt hier eine partielle Orts- und Flurwüstung als Überbleibsel eines ehemaligen Dorfes Eichen vor, das 1264 erstmals urkundlich erwähnt wird. Teile der älteren Flur konnte er am sog. „Eichenrain“ nordöstlich des Eichhofs unter Wald nachweisen. Die zwischen dem Eichhof, Merzhäusern und Rosenthal gelegenen Flurteile sind dagegen jünger, da dort seit 1550 größere Waldflächen abgetrieben wurden. Auf der Rudolphi-Karte von 1700 gab es dort damals noch kleinere Waldzipfel, die als „Gehölze zur Eichmühle“ eingetragen sind. Auch Mitte des 19. Jahrhunderts ist hier unter der Flurbezeichnung „Die Lenne“ und „Krause Wäldchen“ noch Wald eingezeichnet.

Etwas weiter talabwärts erinnert noch eine Mühle an die Eisenhütte und den Eisenhammer von Rosenthal (vgl. JACOB 1940). Der Betrieb der Hütte begann um 1680, ein Hochofen wurde 1685 erbaut, bereits 1681 war das Hammerwerk errichtet worden. Ausschlaggebend für die Standortwahl scheint der Holzreichtum des Burgwalds gewesen zu sein. Das verhüttete Erz musste aus den Roteisensteingruben des Kellerwalds und der Brauneisensteingrube von Mardorf (bei Homberg/Efze) herangeschafft werden. Die wichtigsten Gießereiprodukte der Hütte bildeten Ofenplatten und Geschützrohre, das vom Hammer hergestellte Stabeisen wurde in den Städten der Umgebung weiterverarbeitet. 1764 kam die Produktion von Roheisen zum Erliegen, der Hammer hat 1867 seinen Betrieb eingestellt (vgl. BORN 1967, S. 182 f.).

Auf den ersten Blick schwer erklärlich scheint der Eintrag Winterseite am unteren Rand der Karte. Das logische Gegenstück hierzu, die Sommerseite fehlt zwar im Kartenwerk von 1857, ist bei Rudolphi aber am unteren Kartenrand vermerkt (Abb. 11, man beachte die Südausrichtung der Karte). Demnach befindet sich die Sommerseite an der Südabdachung des Taleinschnitts des Grimelbachs (heutige Schreibweise *Krimmelbach*). Interessant ist, dass sich diese Bezeichnungen im Burgwaldgebiet auch an anderer Stelle finden, etwa in Schwabendorf, dessen Ortsanlage einem klaren Gestaltungsprinzip unterliegt (vgl. Abb. 15, S. 120). Die Siedlung besteht aus zwei geradlinig verlaufenden Häuserzeilen, die durch eine Bachmulde voneinander getrennt sind. Die nördliche Bauzeile (in Südexposition) wird auch hier als Sommerseite, die südliche (in Nordexposition) als Winterseite bezeichnet (vgl. ZÖGNER 1966, S. 105 ff.). Sucht man nach dem Ursprung dieser Bezeichnungen, so wird rasch ein Zusammenhang mit der Ansiedlung der Hugenotten deutlich. Im südostfranzösischen Raum finden sich im regionalen Dialekt die Termini *adret* (Sommerseite) und *ubac* (Winterseite) weit verbreitet, in einem Gebiet also, aus dem

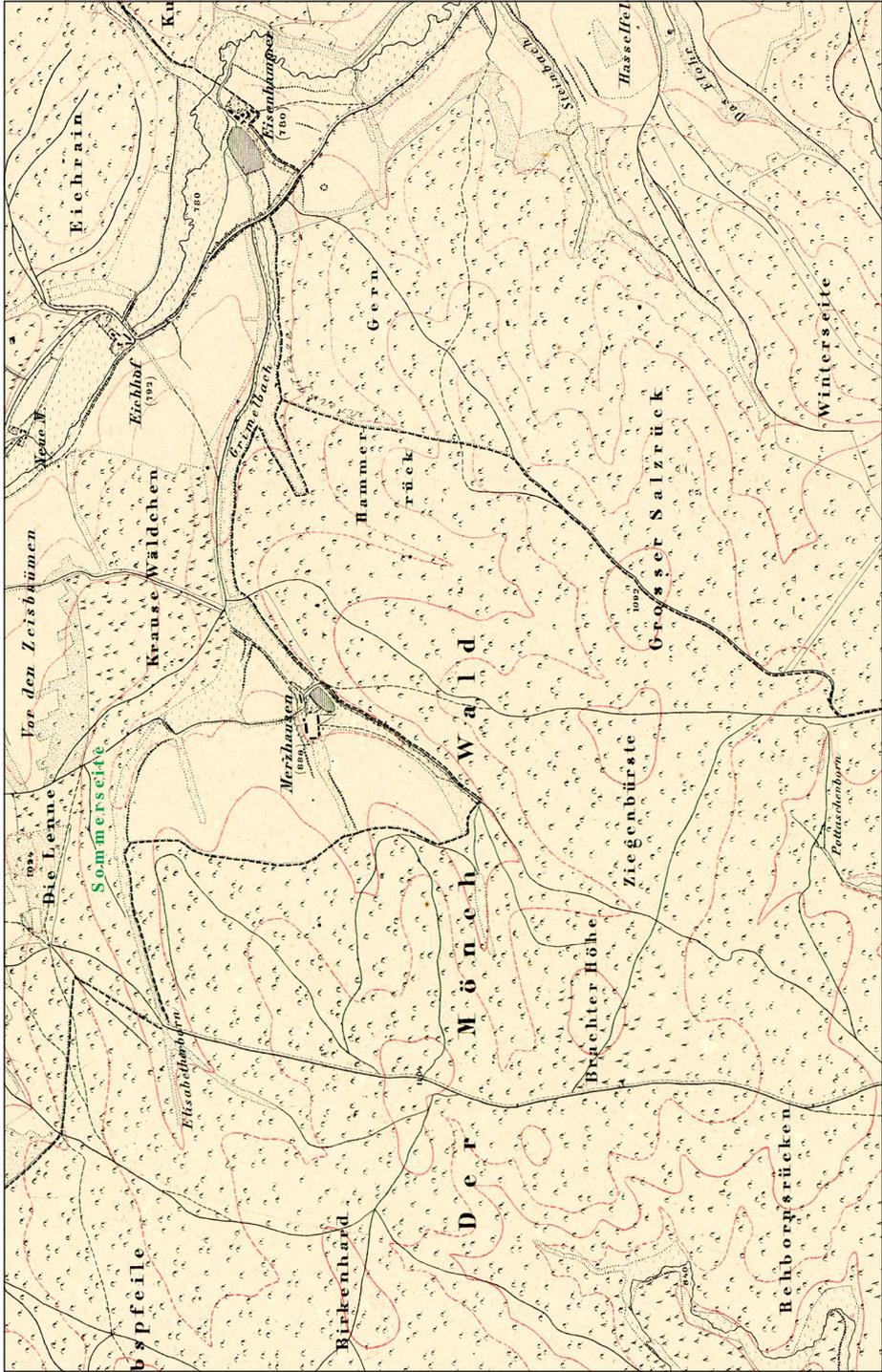


Abb. 13: Der Mönchwald – Ausschnitt aus der Karte des Kurfürstenthums Hessen, Blatt Rosenthal, Maßstab 1 : 25.000, 1857 (Schrift Sommerseite ergänzt)

bekanntlich ein Teil der Glaubensflüchtlinge entstammte, die im Burgwaldgebiet angesiedelt wurden.

Auch der Pottaschenborn (unterer Rand) verdient Erwähnung, deutet er doch auf die historische Form der Waldnutzung hin, durch die aus der Asche von verbranntem Holz durch Auslaugen und Sieden Kaliumcarbonat (Pottasche) hergestellt wurde, das u. a. beim Färben, in der Seifensiederei, bei der Glasherstellung, später als Düngemittel, Waschmittel, Weich- und Weißmacher sowie als Backtriebmittel eine große Rolle spielte. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde die traditionelle Aschenbrennerei durch chemische Syntheseverfahren ersetzt.

Eine hugenottische Diaspora im Burgwaldgebiet

Die hugenottische Diaspora entstand als Folge der Reformation durch das Abwandern der französischen Protestanten, der sogenannten Hugenotten, in aufnahmebereite protestantische Länder, darunter Deutschland mit den Schwerpunkten Frankfurt am Main, den Kurfürstentümern Pfalz und Brandenburg sowie den Herzogtümern Hessen-Kassel und Württemberg. Hintergrund waren die Protestantenverfolgungen, die im Verlauf des 16. Jahrhunderts in Frankreich immer dramatischere Formen angenommen hatten. Viele Lokaladelige schlossen sich, ähnlich wie in Deutschland, der Reformation an, um sich damit gleichermaßen gegen die Macht des Königs und die der Kirche zu stellen. Die Kämpfe gegen die Calvinisten (Hugenotten) gingen als Religionskriege in die Geschichte ein, die zu einer der härtesten Belastungsproben des Landes wurden. Das Blutbad der Bartholomäusnacht (24.08.1572) stellte nur einen der grausamen Höhepunkte dieses Konflikts dar.

Wie stark die Verknüpfung der (römisch-katholischen) Kirche mit dem französischen Königshaus war, zeigte sich Ende des 16. Jahrhunderts, als mit Heinrich III. (1574-1589) das Haus Valois ausstarb und die Bourbonen die Nachfolge antreten wollten. Der in der Erbfolge anstehende Heinrich (von Navarra) war Protestant. Die enge Bindung des Königtums mit der Kirche machte es erforderlich, dass er sich zum Katholizismus bekannte, um den Thron besteigen zu können. Paris war ihm eine Messe wert (*Paris vaut bien une messe*) war seine berühmt gewordene Rechtfertigung.

Immerhin hat Heinrich IV. versucht, durch das *Edikt von Nantes* (1598) den Hugenotten die freie Ausübung ihres Glaubens zu sichern. Die konsequente Anwendung des Edikts konnte jedoch aufgrund seiner Ermordung durch einen fanatischen Katholiken (1610) nicht erfolgen, zumal der Thronfolger, Ludwig XIII., zu diesem Zeitpunkt erst neun Jahre alt war. So übernahmen Kardinal Richelieu und nach ihm Kardinal Mazarin de facto die Amtsgeschäfte. Sie werden als die ersten eigentlichen absolutistischen Herrscher Frankreichs bezeichnet.

Wie intrigant sie bei der Ausübung der Herrschaft waren, zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie einerseits im eigenen Land den Kampf gegen die Hugenotten wieder entflammt, andererseits aber mit den deutschen Protestanten und Gustav Adolf von Schweden paktierten, um ihre außenpolitischen Interessen gegen die Habsburger

durchzusetzen. Im *Westfälischen Frieden* (1648) und im *Pyrenäenfrieden* (1659) wurde diese Strategie schließlich belohnt, indem dadurch nochmals territoriale Ausweitungen des französischen Kronlandes ermöglicht wurden. Unter Mazarin gelang auch die Niederschlagung der *Fronde* (1648-1650), das letzte Aufbäumen der ständischen Opposition aus den Reihen des Adels gegen die immer stärker werdende Machtkonzentration in Händen des Königs, so dass Ludwig XIV. den absolutistischen Staat in seinen Grundstrukturen bereits vorfand, als er 1661 die Macht übernahm.

Ludwig ging es zunächst vorrangig darum, die inneren Strukturen dieses Staatsgebildes zu konsolidieren. Mit Hilfe seines Wirtschafts- und Finanzministers Colbert festigte er den Ausbau des inneren Verwaltungssystems. Wirtschaftlich erfuhr das Manufakturwesen eine erste große Blüte, wobei insbesondere die Herstellung von Luxusgütern mit dem königlichen Privileg ausgestattet war. Auch fühlte sich Ludwig berufen, die Glaubenseinheit innerhalb des Landes wieder herzustellen. Dies löste die Verfolgung der *Abtrünnigen* wieder aus. 1685 wurde schließlich das Edikt von Nantes widerrufen, was die Flucht von nahezu 200.000 Hugenotten zur Folge hatte.

Dass die Landgrafschaft Hessen-Kassel einen der Schwerpunkte der Diaspora werden sollte, hing mit den Freiheitskonzessionen zusammen, die unter Landgraf Karl (reg. 1677-1730) am 18.4.1685 erlassen wurden. Dabei lag das vorrangige Interesse des Landgrafen nicht unbedingt darin, den bedrängten Glaubensgenossen aus Frankreich Asyl zu gewähren, sondern vielmehr darin, die wirtschaftlichen Bedingungen im eigenen Lande durch den Zustrom qualifizierter Einwanderer günstig zu beeinflussen. Die „*Freyheits-Concession*“ richtete sich ausdrücklich an einen für seine Dynamik bekannten Personenkreis, nämlich an „*diejenigen, welche sich in dero Fürstenthume/ Graff und Herschafften niederlassen, und solche Manufacturen/so biß dahero in dero Landen nicht getrieben worden/ oder auch andere nützliche Hand-Arbeit entweder selbst machen/ oder welche die Arbeit verlegen wollen/ alß da sind Kauff und Handels-Leute/und wer sonst dazu erfordert wird*“ (BÖTTGE 1987, S. 179).

Die Glaubensflüchtlinge, die dann tatsächlich nach Hessen kamen und um Asyl nachsuchten, entsprachen allerdings nur zum geringen Teil den hinter den Privilegien des Jahres 1685 stehenden Vorstellungen des Landgrafen. Es kamen wesentlich mehr Einwanderer als erwartet, und zwar meist arme Personen, in der Mehrzahl Bauern mit einem Handwerk im Nebenberuf, seltener die erhofften „*Manufacturiers*“, also Gewerbetreibende und Kaufleute. Die „*réfugiés*“ mussten daher in der Mehrzahl in ländlichen Regionen angesiedelt werden, wo es oft an geeignetem Land und an vielen anderen Voraussetzungen fehlte.

Und hier waren sie nicht unbedingt willkommen, wie ZÖGNER (1966, S. 136) am Beispiel von Todenhausen im Wetschafttal berichtet: „*Die Bereitstellung der Ländereien stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Die Ansiedlung wird besonders von Amönau (und seiner Tochtergemeinde Todenhausen) völlig abgelehnt mit der Begründung, daß nicht ein einziger Acker wüst läge, sich dort auch kein herrschaftliches Land befinde. Da gleichzeitig die Vorarbeiten für das Ansiedlungsprojekt „Thalhausen“ laufen, ver-*

Exkurs: Waldenser und Hugenotten

Waldenser: Die Waldenser sind eine christliche Gemeinschaft, deren Geschichte bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Ihr Name geht auf Petrus Valdes zurück, einen reichen Kaufmann aus Lyon, der um 1170 seinen Besitz aufgab und begann, nach dem Vorbild der Apostel das Evangelium zu predigen. Die Waldenser praktizierten Besitz- und Gewaltlosigkeit, um getreu nach der Bibel zu leben. Die Bewegung verstreute sich nach der Exkommunikation durch die römische Kirche und ihre Anhänger konnten mehr als drei Jahrhunderte lang nur im Geheimen wirken. Ein wichtiges Rückzugsgebiet waren die Waldensertäler in den Westalpen, im Piemont an der Grenze zu Savoyen. Ende des 17. Jahrhunderts kam es zu Vertreibungen, in deren Folge in Südwestdeutschland und in Hessen mehrere Tausend Waldenser eine neue Heimat fanden. Die Waldenser verstehen sich als Teil und wichtiger Vorläufer des reformierten Protestantismus. (<https://www.foresteriatorre.org/de/kurze-geschichte-der-waldenser/>, auszugsweise).

Hugenotten: Hugenotten ist die seit 1560 gebräuchliche Bezeichnung für die französischen Protestanten. Ihr Glaube ist stark von der Lehre Johannes Calvins beeinflusst. Die Aufhebung des durch Heinrich IV. 1598 erlassenen *Edikts von Nantes* (das den Protestanten Glaubensfreiheit garantierte) durch Ludwig XIV. löste ab 1685 eine Fluchtwelle von ca. 200.000 Glaubensflüchtlingen aus, die in die benachbarten Niederlande, nach England, in kleineren Kontingenten auch in die USA, nach Kanada und Südafrika flüchteten. Ein wichtiges Zielgebiet waren auch die deutschen Fürstentümer, vor allem Brandenburg-Preußen, das ca. 20.000 *Réfugiés* (Flüchtlinge) aufnahm. Knapp 4.000 Hugenotten wurden in der Landgrafschaft Hessen-Kassel angesiedelt, wo zahlreiche ländliche Kolonien entstanden. Die deutschen Fürsten privilegierten die *Réfugiés* mit Steuer- und Zunftfreiheit und gewährten ihnen selbständige französisch-reformierten Kirchengemeinden und eigene Rechtspflege. (<https://de.wikipedia.org/wiki/Hugenotten>, auszugsweise)

sucht Amönau, die Flüchtlingsgruppe dorthin abzuschieben. Nachdem jedoch dieser Plan gescheitert ist, werden noch mehr Réfugiés angesiedelt als zuerst beabsichtigt. Als die Kolonisten eintreffen und sich neben Todenhausen bei den Riedwiesen niederlassen,



Abb. 14: Die Hugenotten-Kolonie von Todenhausen – Ausschnitt aus *Historische Karte der Gegend Todenhausen 1720-32*, HStAM, Best. Nr. P II 10075 (Quelle: <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/detailAction.action?detailid=v5954702>; Nordpfeil ergänzt)

werden sie von den Amönauern mit Äxten und Sensen regelrecht vertrieben. Dieser Akt der Selbsthilfe bringt jenen aber nur Strafe ein und kann die Ansiedlung keinesfalls verhindern. 1720 wird die genaue Aufnahme und Abgrenzung der vorhandenen Ländereien durchgeführt. Die vorgesehene Zuteilung umfaßt ca. 1000 Acker „Wüstungen“ der umliegenden Gemeinden Mellnau, Wetter, Amönau und Simtshausen. Die Aufgabe der Behörden besteht darin, zur Entschädigung neue Huteplätze auszuweisen. (...) Zur offenen Auseinandersetzung kommt es zwischen den Kolonisten und der Stadt Wetter wegen deren Hutedistrikt vom Hainskopf bis Riegelsgrund nach der Einnahme der Ländereien: die Wetteraner versetzen die Grenzsteine, die Siedler vertreiben deren Vieh und Hirten; Wetter will ein altes Recht auf den Distrikt behaupten, die Siedler aber erklären, daß sie auf dieses Land nicht verzichten können, zumal es das für sie nächste und beste sei.“

In Schwabendorf stellte sich die Situation nicht unbedingt günstiger dar. Hier hatte eine Abordnung der „Réfugiés“ im Juli 1687 „einen orth zwischen Rauschenberg und Rosenthal, die Schwobe genannt, ausgesucht und denselben zu bebauen vorhaben (...)“. Im gleichen Jahr gründeten 116 Réfugiés in 32 Familien, zumeist aus der Dauphiné in den französischen Alpen stammend, die Kolonie „Auf der Schwobe“, aus der später Schwabendorf wurde. Unter den Kolonisten war zunächst nur ein eher kleiner Anteil von Waldensern, die erst nach und nach in das neue Dorf kamen. Da die Ländereien der Kolonie bis dahin von Rauschenberg als Viehhute genutzt wurden, kam es zu einem jahrzehntelangen Rechtsstreit mit den Kolonisten, wobei diesen auch vorgeworfen wurde, sich mehr Land angeeignet zu haben als nach der ursprünglichen Zuteilung vorgesehen war.

In der neuen Kolonie entstanden entlang der planmäßig angelegten Sommer- und Winterseite auf den gleichgroß zugeteilten Parzellen 32 Kolonistenhäuser, nachdem die Flüchtlinge zunächst in einfachen „baraquen“ aus Stangen und Stroh unterge-

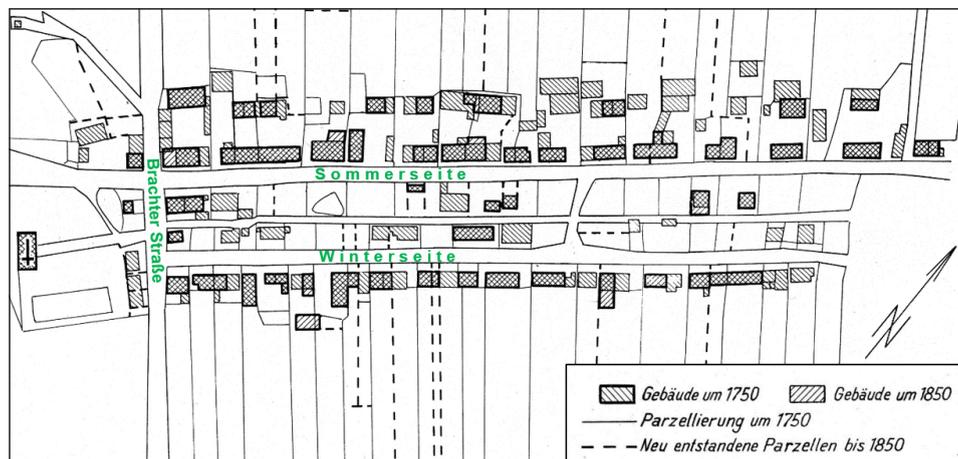


Abb. 15: Grundrissplan der Kolonie Schwabendorf 1750-1850 (ZÖGNER 1966, S. 108, verändert)

bracht waren und unvorstellbare Not und Elend herrschte. Hilfe von außerhalb, von den benachbarten Orten, kam nur wenig und nicht freiwillig; man mochte sie nicht sehr, die Fremden, die eine andere Sprache sprachen und zudem noch staatliche Unterstützung und Privilegien erhalten hatten.

Die weitere Entwicklung ist vornehmlich auf den Unternehmergeist und persönlichen Einsatz des Schwabendorfer Pfarrers Daniel Martin zurückzuführen, der nach seinem Eintreffen im Jahre 1689 die Verhältnisse zu bessern versucht. Ihm gelingt es sogar, weitere Familien anzuwerben, sodass im Jahre 1695 bereits mit Hertingshausen eine erste Tochttersiedlung entsteht. Ihr folgt 1699 mit Wolfskaute eine zweite, in der sich zunächst vier Familien ansiedeln, obwohl hier die Siedlungsbedingungen nicht eben günstig waren. Etwa einen Kilometer südlich von Schwabendorf auf einer Hochfläche gelegen war der Ort dem Wetter ausgesetzt, die Wasserversorgung erfolgte über eine 40 Meter tiefer gelegene Quelle in 500 Metern Entfernung. Diese Ungunstkfaktoren haben wohl dazu beigetragen, dass sich der Ort in der Folgezeit kaum weiterentwickelte. 1746 wurden fünf landwirtschaftliche Kleinbetriebe erwähnt, von denen drei weniger als 5 ha Land bewirtschafteten (vgl. ZÖGNER 1966, S. 107).

Was die Entwicklung Schwabendorfs in dieser Phase entscheidend beeinflusste war der Zuzug von Strumpfwirkern aus dem Pragerlatal im französisch-piedmontesischen Grenzgebiet mit dem Ergebnis, dass *„die Colonisten zu Schwabendorf über die helfte aus Fabricanten bestehen (...). Es findet sich einmal die Bearbeitung der Rohwolle mit Wollspinnern und -kämmern, zum anderen die Strumpfwirkerei, die sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum beherrschenden Gewerbe entwickelte“* (ebenda, S. 116). Somit war die Wirtschaftsstruktur des Ortes in dieser Phase entscheidend durch gewerbliche Tätigkeiten charakterisiert, die Landwirtschaft wurde von den meisten Kolonisten nur noch im Nebenerwerb betrieben. Die technische Entwicklung ab Ende des 19. Jahrhunderts brachte das Textilgewerbe dann aber zum Erliegen und zwang die Bevölkerung seitdem, sich anderen Erwerbsquellen zuzuwenden.

Die Naturschutzgebiete des Burgwalds im Telegrammstil

Die überregionale Schutzwürdigkeit des Burgwalds begründet sich in einem zentralen Moorbereich und einem Netz aus vermoorten Tälchen, das einen weitgehend unzerschnittenen Waldkomplex durchzieht. Der Wald selbst ist durch jahrhundertelange Bewirtschaftung entstanden, weist aber in einigen Bereichen, die teilweise mit älteren Buchen bestockt sind, auch naturnähere Ausbildungen auf. Bereits Mitte der 1980er Jahre wurden die vermoorten Talzüge und der zentrale Moorkomplex im Rahmen des ‚Pilotprojekts Burgwald‘ als Naturschutzgebiete ausgewiesen. Das Mosaik aus vermoorten Tälchen und zentralem Waldbereich wird ergänzt durch grünlandreiche Auen verschiedener Fließgewässersysteme. Insgesamt sind im Burgwald etwa 15.500 ha als Naturschutz- oder NATURA 2000-Gebiet ausgewiesen – etwa die Hälfte der gesamten Naturraumfläche. Einige Kennzeichen der Naturschutzgebiete seien im

Folgenden zusammengefasst (in Anlehnung an <<https://www.hgon-mr.de/projekte/burgwald/naturschutzgebiete/index.html>>) (vgl. Abb. 18, S. 127):

NSG Franzosenwiesen/Rotes Wasser (2021: 202,89 ha): Im Zentrum des Burgwalds liegt das bedeutendste Schutzgebiet des Naturraums. Aufgrund der besonderen klimatischen Situation (Kaltluftsee) haben sich hier trotz relativ niedriger Jahresniederschläge von etwa 600 mm hochgradig schützenswerte Moorgesellschaften entwickelt. In einem besonderen Biotopmosaik, das sowohl die Franzosenwiesen als auch das Rote Wasser einschließt, kommt mit einem hessenweit einmaligen Standort der Langblättrige Sonnentau vor. Auf den nährstoffarmen Teichen besiedeln seltene Torfmoose und Gräser die Schwingrasen.

NSG Christenberger Talgrund (116,64 ha): Südlich des Christenberges sind in den verzweigten Tälern verschiedene mulden- und wannenförmige Geländestrukturen ausgebildet, in denen sich Kaltluftseen entwickeln. Im Zusammenspiel mit Grundwasseraustritten haben sich in dem Schutzgebiet Gesellschaften der Zwischen- und Flachmoore, seltene Waldkiefer-Moorwälder und brachgefallenen Feuchtwiesen ausgebildet.

NSG Langer Grund bei Schönstadt (49,61 ha): Das NSG Langer Grund erstreckt sich beidseitig des Bachs Schwarzes Wasser. Das naturnahe Bachtal ist geprägt von mosaikartig verteilten, ökologisch besonders wertvollen Lebensräumen: Flach- und Zwischenmoore mit zahlreichen seltenen Torfmoosen, Erlen-Sumpfwälder, Kleinseggen- und Waldbinsensümpfe, Feucht- und Frischwiesen.

NSG Diebskeller und Nebeler Hintersprung (48,72 ha): Durch Zusammenlegung der ehemaligen NSG Diebskeller/Landgrafenborn und NSG Hintersprung entstandenes Schutzgebiet mit schmalen Talgrundverbindungen zwischen bewaldeten Höhen, in denen sich wertvolle Rückzugsbereiche für eine Anzahl regional und überregional seltener und gefährdeter Tier- und Pflanzenarten der Zwischenmoore eingestellt haben.

NSG Christenberg (22,76 ha): Das Schutzgebiet befindet sich am Nordabhang des Christenbergs, an dem sich in einem feucht-kühlen Lokalklima ein Mosaik aus unterschiedlichen Laubwaldgesellschaften mit z. T. besonderer ökologischer Bedeutung entwickelt hat (z. B. Hainsimsen-Buchenwald, Schlucht- und Hangmischwälder mit Erlen- und Eschenwäldern an Fließgewässern). Eingestreut sind Übergangs- und Schwingrasenmoore mit Braunseggen und Torfmoosen, kleine Teiche sowie Trockenheiden.

NSG Krämergsgrund/Konventswiesen (12,63 ha): Krämergsgrund und Konventswiesen liegen im Randbereich des Burgwalds östlich von Mellnau. Das Schutzgebiet weist gegenüber den übrigen vermoorten Talzügen des Burgwalds als Besonderheit einen intakten Schwingrasen auf, der aus seltenen Seggen, Torfmoosen, Wollgras und der Schlangenzunge besteht.

Inzwischen sind die **Merzhäuser Teiche** (bei Bracht) und das **Nemphetal** (bei Bottenhorn) ebenfalls als NSG ausgewiesen, ein Status, der demnächst auch für die Schutzflächen **Salzgraben** und **Müllerssohl/Lippersbach** erwartet wird.

„Hier gedeihen Pflanzen, die eigentlich gar nicht hierhergehören“ – Naturschutz und Renaturierung im Burgwald am Beispiel der Franzosenwiesen

Auf die klimatischen Verhältnisse und die damit verbundene ökologische Besonderheit der Burgwaldregion wurde schon bei der naturräumlichen Einordnung hingewiesen. Besonders im Bereich der Franzosenwiesen gedeihen Pflanzen, „die eigentlich gar nicht hierhergehören“ (vgl. <http://alt.seegerteichhuetten.de/2009/2009.03.22.htm>). Dieses Gebiet von landesweiter und nationaler Bedeutung mit einer Flächengröße von zunächst 115 Hektar wurde 1987 als Naturschutzgebiet „Franzosenwiesen/Rotes Wasser“ ausgewiesen. Es ist ein wichtiger Biotopkomplex im Verbundkonzept Burgwald, bestehend aus Feuchtwiesen, Moorbereichen, naturnahen Bachläufen mit angrenzenden Mischwäldungen und Stillgewässern. Hier sind eine grosse Zahl landes- und bundesweit gefährdeter Pflanzen und Tierarten anzutreffen. Neben dem großflächigen „NSG Franzosenwiesen/Rotes Wasser“ gibt es im Burgwald weitere Waldkomplexe, die mit ihren Feuchtwiesen und Stillgewässern sowie seltenen Pflanzen und Tieren zu den kleineren Naturschutzgebieten des Waldareals zählen (wertvolle Hintergrundinformationen zum Burgwald finden sich auf der Internetseite der Aktionsgemeinschaft „Rettet den Burgwald“ e. V.: <https://www.ag-burgwald.de/>).

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen seien zunächst einige Charakteristika von besonders gefährdeten und von daher schützenswerten Lebensräumen vorgestellt, die im Zentrum des Burgwalds, und hier namentlich im Gebiet des NSG



Abb. 16: Die Franzosenwiesen im Zentrum des Inneren Burgwalds (Foto: © L. Feisel, autorisiert; siehe auch <<https://www.ag-burgwald.de/lebensraeume/moore/>>)

Franzosenwiesen/Rotes Wasser anzutreffen sind (vgl. <https://www.wanderinstitut.de/premiumwege/hessen/extratour-franzosenwiesenweg/#natur>). Es sind dies u. a.:

- **Saure Kleinseggen-Niedermoore und Waldbinsensümpfe:** Saure Kleinseggen-Niedermoore und Waldbinsensümpfe sind - wie jedes Niedermoor - grundwasser- gespeist. Sie entstehen über saurem Ausgangsgestein in Bereichen mit Staunässe oder allgemein bei sehr hohem Grundwasserstand (Geländemulden, Randbereiche von Hochmooren, Seeufer etc.). (vgl. Exkurs Moortypen und ihre Eigenschaften)

Typische Pflanzenarten der sauren Kleinseggen-Niedermoore sind Schmalblättriges Wollgras (*Eriophorum angustifolium*), Sumpf-Veilchen (*Viola palustris*), Wiesen-Segge (*Carex fusca*), Igel-Segge (*Carex echinata*), Graue Segge (*Carex canescens*), Schnabel-Segge (*Carex rostrata*) oder Spitzblütige Binse (*Juncus acutiflorus*). Die Gefleckte Fingerwurz (*Dactylorhiza maculata*) ist eine Orchidee, welche typisch für nicht ganz so hochwüchsige Bereiche ist. In diesen Lebensräumen kommen zahlreiche Tierarten vor, z. B. unter den Tagfaltern die seltenen Blauschillerner Feuerfalter (*Lycaena helle*), Lilagold-Feuerfalter (*Lycaena hippothoe*) oder etwas verbreiteter der Braunfleckige Perlmutterfalter (*Boloria selene*). Des Weiteren sind verschiedene Libellenarten zu nennen. Beispielhaft können die Heidelibellen – z. B. Gefleckte Heidelibelle (*Sympetrum flaveolum*) – oder die Binsenjungfern, z. B. die Glänzende Binsenjungfer (*Lestes dryas*), genannt werden. Wo nass-feuchte Lebensräume sind, ist immer mit Amphibien wie dem Grasfrosch zu rechnen.

- **Torfmoor-Schlenken:** Bei Torfmoor-Schlenken handelt es sich natürlicherweise um meist kleinflächige Lebensräume, welche am Rande nährstoffarmer und/oder huminsäurereicher Stillgewässer auftreten können. Es sind meist feuchte Senken mit sandigem Untergrund oder geringer Torfmoosaufgabe, welche aber auch gelegentlich trockenfallen können (wechselfeucht) und wo der Frost den Pflanzen zusetzen kann. Prägend sind oft die Torfmoose und vor allem das Weiße oder Braune Schnabelried (*Rhynchospora alba* und *R. fusca*), grasartige Halme mit hellen Köpfchen. Botaniker sprechen daher von Schnabelriedgesellschaften. Weitere Pflanzenarten können Sonnentau (*Drosera intermedia*, *D. rotundifolia*, rote „Punkte“ auf dem Torfmoos) oder Moorbärlapp (*Lycopodiella inundata*) sein. Sekundär kann dieser Lebensraum als Regenerationsstadium in alten Torfstichen auftreten, also z. B. in Vertiefungen wie sie durch Torfabbau entstanden sein können.

Typische Tierarten sind beispielsweise Hochmoor-Libellen wie die Hochmoor-Mosaikjungfer (*Aeshna subarctica*) oder unter den Schmetterlingen das Große Wiesenvögelchen (*Coenonympha tullia*). Darüber hinaus sind zahlreiche weitere Hochmoorarten vertreten, da dieser Lebensraum oft kleinflächig ist und nicht selten mit anderen „moorigen“ Lebensräumen im Verbund auftritt.

- **Huminsäurereiche Seen und Teiche:** In Mooren oder im Kontakt zu moorigen Lebensräumen entstehen Stillgewässer mit braungefärbtem Wasser. Diese Einfärbung entsteht durch sogenannte Huminsäuren, welche durch Auswaschung oder Zerset-

zung von Pflanzenmaterial im Untergrund oder angrenzenden Mooren entstehen; der Teich-/Seeuntergrund ist folglich meist pflanzlichen Ursprungs. Als Folge haben solche Gewässer auffallend niedrige pH-Werte – sind also „sauer“. Es handelt sich meist um Kleingewässer – seltener um große Seen. Sie können Unterwasser- und/oder Schwimmblattvegetation aufweisen. Torfsubstrate finden sich auch im Untergrund und Torfmoose – die eigentlichen Erzeuger von Torf – wachsen oft in der Verlandungszone am Rand solcher Gewässer. Moorgewässer sind extrem nährstoffarme Gewässer, die spezialisierten, seltenen Arten (z. B. Moorlibellen) einen Lebensraum bieten. Natürliche und naturbelassene Moorgewässer mit intaktem Wasserhaushalt sind schwach bis stark sauer (pH 3-5,5).

Als Pflanzenarten treten neben mehreren Torfmoosarten z. B. Wasserschlauch-Arten (*Utricularia intermedia*, *Utricularia minor*, *Utricularia ochroleuca*), Schnabelriede (*Rhynchospora spec.*), Wollgras (*Eriophorum angustifolium*), Sonnentau-Arten (*Drosera rotundifolia*, *Drosera longifolia*, *Drosera intermedia*) und Seggen (*Carex spec.*) auf. Typische Tiere an solchen Gewässern können z. B. unter den Libellen die typischen Moorarten wie Moosjungfern (*Leucorrhinia dubia*, *Leucorrhinia pectoralis*), Gefleckte Smaragdlibelle (*Somatochlora flavomaculata*), Torf-Mosaikjungfer (*Aeshna juncea*) oder die Schwarze Heidelibelle (*Sympetrum danae*) sein.

Exkurs: Moortypen und ihre Eigenschaften (vgl. auch S. 148)

Niedermoore bzw. grundwasserernährte Moore entstanden in feuchten Senken, Mulden oder in Flussniederungen (soligene Moore). Auch verlandende Seen werden als Niedermoore bezeichnet. Sie sind abhängig vom mehr oder weniger nährstoffreichem Grund-, Quell- oder Sickerwasser. Die unvollständig abgebauten Pflanzenreste sammeln sich am Gewässergrund, daraus entstehen mit der Zeit Torfe. Der pH-Wert eines Niedermooses liegt zwischen 3,5 und 7,0. Aufgrund ihres hohen Nährstoffgehaltes ist in Niedermooren die Tier- und Pflanzenwelt artenreicher als in Hochmooren.

Hochmoore: In kühl-feuchten Gebieten entwickeln sich sogenannte Regenwasser- oder Hochmoore (ombrogene Moore). Diese über Jahrhunderte bis Jahrtausende gewachsenen Moore decken ihren Nährstoffbedarf ausschließlich über die nährstoffarmen Niederschläge. Typisch für Hochmoore sind die sogenannte Torfmoose (*Sphagnum*). Charakteristisch für ein Regenwassermoor ist ein sehr niedriger pH-Wert. Aufgrund dieser Bedingungen kommen in Hochmooren nur wenige spezialisierte Tier- und Pflanzenarten vor.

Übergangsmoor / Zwischenmoor: Das Übergangsstadium in der Entwicklung vom Nieder- zum Hochmoor wird als Übergangsmoor oder Zwischenmoor bezeichnet.

(Quelle: <https://www.bund.net/themen/naturschutz/moore-und-torf/moortypen/>)

Bei dem seit 1987 als Naturschutzgebiet ausgewiesenen „NSG Franzosenwiesen/Rotes Wasser“ handelt es sich um das größte zusammenhängende Feuchtgebiet im Burgwald. Es erstreckt sich etwa 7,2 Kilometer entlang des östlich orientierten und später in südlicher Richtung abknickenden Bachlaufes „Rotes Wasser“, welcher von feuchten Auenwäldern, stellenweise auch von Sumpfwäldern begleitet wird. Der Kernbereich des Inneren Burgwalds zeichnet sich durch ein besonderes Biotopmosaik

Abb. 17: Ausgewaschene Huminsäuren gaben dem Roten Wasser seinen Namen (Foto: © L. Feisel, autorisiert; siehe auch <<https://www.ag-burgwald.de/lebensraeume/fliebgewaesser-und-teiche/>>)

aus. In schützenswerten Nieder- und Zwischenmooren gedeihen seltene Pflanzen, wie das hessenweit einmalige Vorkommen des Langblättrigen Sonnentaus (*Drosera longifolia*). Auf nährstoffarmen Teichen schwimmen besondere Pflanzenkissen aus Torfmoosen und Gräsern, sogenannte Schwinggrasen. Ergänzt werden diese Biotope in den Moorrandbereichen von wertvollen Kiefer- und Birken-Moorwäldern sowie kleinflächigen Eichen-Buchenbeständen. In trockenen Bereichen kommt kleinflächig die von Besenheide dominierte Vegetation der Zwergstrauchheide vor.



Die Vielfältigkeit des feucht-kühlen Biotops bietet 22 Libellenarten, darunter die stark gefährdete Große Moosjungfer, zahlreichen Amphibien (wie dem Fadenmolch [*Triturus helveticus*] und der bedrohten Geburtshelferkröte [*Alytes obstetricans*]), aber auch europaweit geschützten Fischarten der Fließgewässer, wie dem Bachneunauge (*Lampetra planeri*) und der Groppe (*Cottus gobio*), einen optimalen Lebensraum. Es beherbergt darüber hinaus seltene feuchtgebietsgebundene Vogelarten wie Eisvogel, Schwarzstorch und Waldwasserläufer. Die „Franzosenwiesen/Rotes Wasser“ stellen das Kerngebiet im Biotopverbund Burgwald mit weiteren wertvollen Moorbiotopen und Talsenken dar, welches von überregionaler Bedeutung ist (vgl. hierzu <https://rpgiessen.hessen.de/franzosenwiesen-rotes-wasser>).

Im Rahmen des Netzwerkes geschützter Gebiete NATURA 2000 ist der Burgwald auch in die Naturschutzpolitik der Europäischen Gemeinschaft für die Sicherung unseres Naturerbes eingebunden. Die Realisierung dieses Netzwerkes soll durch zwei Richtlinien ermöglicht werden, die bereits 1979 erlassene Richtlinie 79/409/EWG

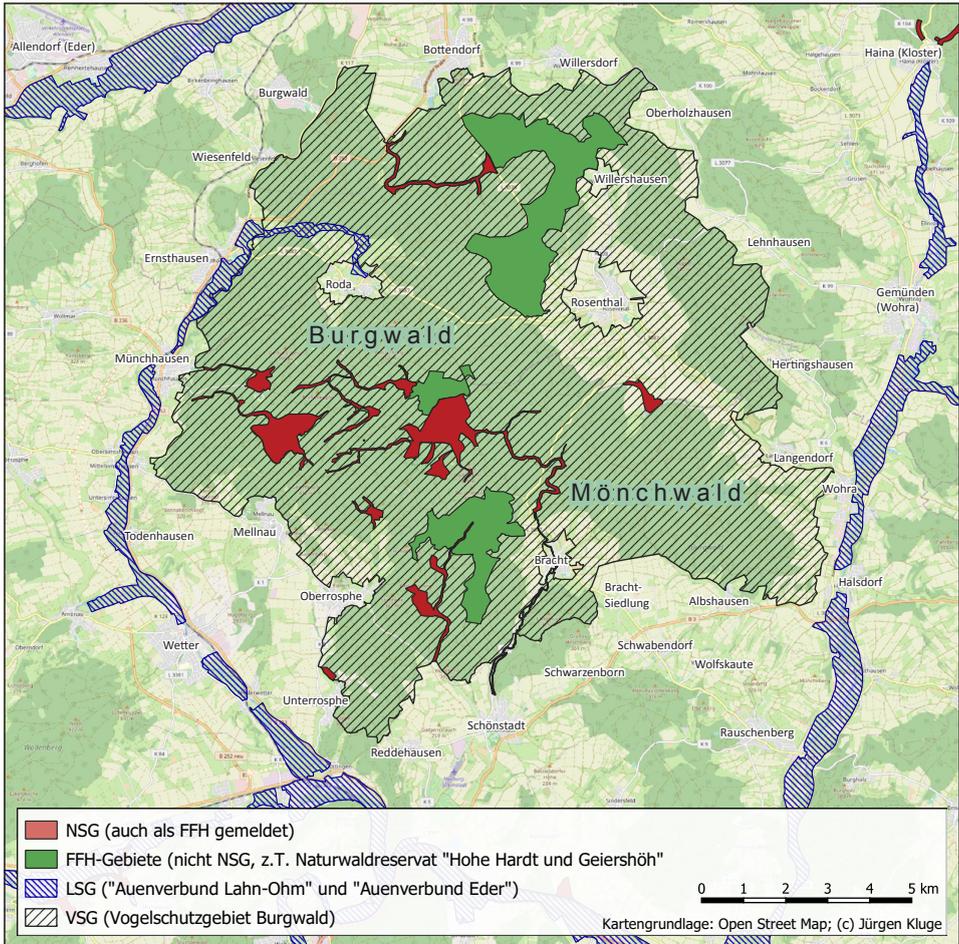


Abb. 18: Natura 2000 – Schutzgebiete im Burgwald (Bearbeitung: © J. Kluge, 9/2021)
 (vgl. auch <https://www.hgon-mr.de/downloads/natura2000.pdf>)

(Vogelschutzrichtlinie = VS-RL), mit der die Erhaltung sämtlicher wildlebender und im europäischen Gebiet heimischer Vogelarten als gemeinschaftliches Ziel festgeschrieben wurde, und die 1992 verabschiedete Richtlinie 92/43/EWG zur Erhaltung der natürlichen Lebensräume sowie der wildlebenden Tiere und Pflanzen (Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie = FFH-RL). Hauptziel dieser Richtlinie ist der Erhalt der biologischen Vielfalt durch die Ausweisung besonderer Schutzgebiete für Lebensräume und Arten von gemeinschaftlichem Interesse. Abb. 18 verdeutlicht, dass der größte Teil des Burgwaldgebiets heute einer Schutzkategorie im Sinne von Natura 2000 zuzuordnen ist. Die besondere Schutzwürdigkeit wurde auch „hochoffiziell“ vom Bundesamt für Naturschutz festgestellt, welches den Burgwald schon 2011 zu den ca. 12 % unserer Landesfläche ausmachenden „besonders schutzwürdigen Landschaften“ zählte.

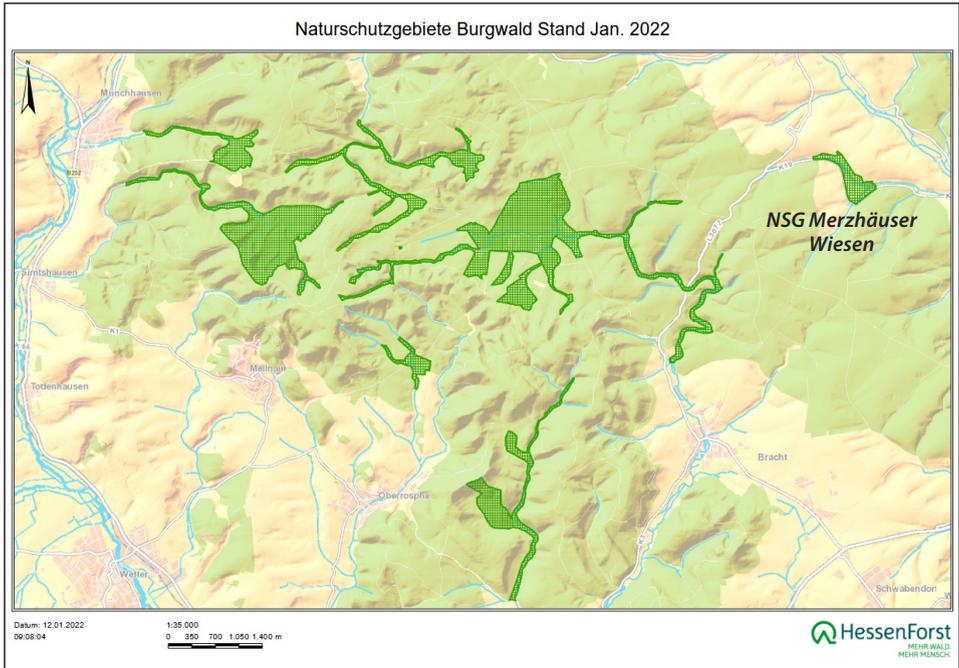
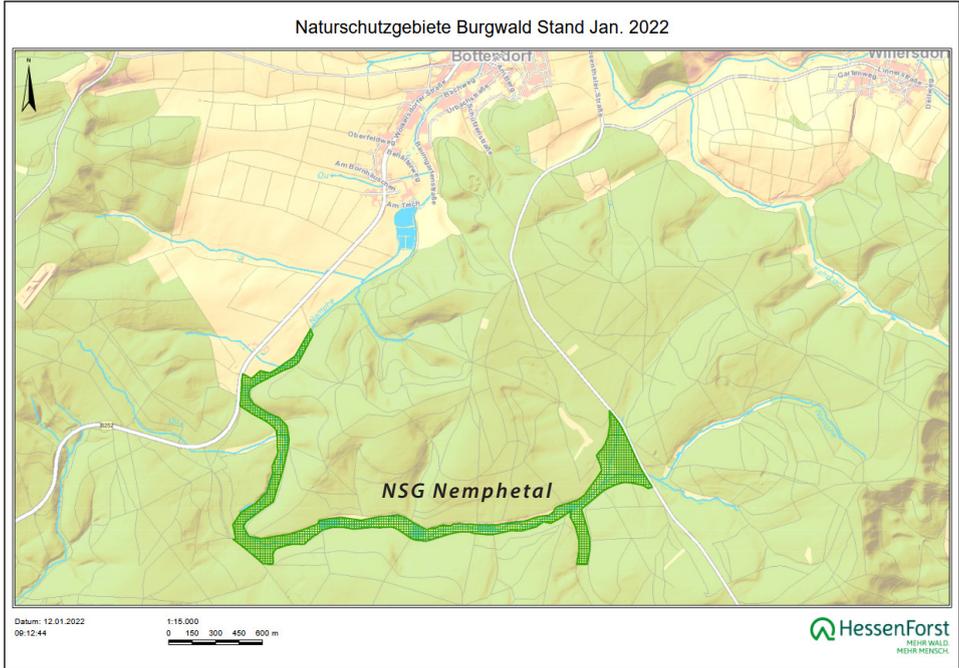


Abb. 19: Die Naturschutzgebiete *Nephthal* (oben) und *Merzhäuser Wiesen* (unten) im Burgwald. Stand Januar 2022. (GIS-Auszüge Hessen-Forst, von Forstamtsleiter E. Leicht, Forstamt Burgwald, zur Verfügung gestellt)

Im Februar 2021 wurden nach einem aufwändigen Genehmigungsprozess die Neuabgrenzungen der Naturschutzgebiete des Burgwalds vorgenommen. Im Rahmen dieser Maßnahmen wurde die Fläche des „NSG Franzosenwiesen/Rotes Wasser“ von 105 auf 202,89 ha erweitert (vgl. [https://www.staatsanzeiger-hessen.de/dokument/?user_nvurlapi_pil\[did\]=9746410&src=search&cHash=ccd5a5a9e4](https://www.staatsanzeiger-hessen.de/dokument/?user_nvurlapi_pil[did]=9746410&src=search&cHash=ccd5a5a9e4)). Mit dieser Ausweitung wurde ein weiterer Schritt in Richtung „Biotopverbundsystem Burgwald“ getan, dessen Realisierung sich z. B. die Aktionsgemeinschaft „Rettet den Burgwald“ insbesondere mit Blick auf die Moorflächen auf die Fahnen geschrieben hat: *„Doch allein mit der Ausweisung von Schutzgebieten für die Moorbereiche ist es nicht getan. Es bedarf auch eines entsprechenden Managements der Umgebung zur langfristigen Stabilisierung der wertvollen Moorflächen. So wurde anhand der Neukartierung der Moore im Burgwald durch die Nordwestdeutsche forstliche Versuchsanstalt 2016/2017 deutlich, dass auch der umgebende Wald in vielen Bereichen umgebaut werden muss. Anstelle immergrüner, stark wasserverbrauchender Nadelbäume sollten in den Wassereinzugsgebieten der Moore die geringere Wassermengen benötigenden Laubwälder wachsen. Dieser „Wald-Umbau“ wurde bereits von Hessen-Forst eingeleitet, damit, gerade in Zeiten des Klimawandels mit langen trockenen Sommern, den Mooren möglichst viel Wasser zur Verfügung steht. Auch das Verfüllen noch bestehender Drainagegräben unterstützt die Vernässung und wird von Seiten der Forstverwaltung weiter vorangetrieben“* (auszugsweise zitiert nach <https://www.ag-burgwald.de/projekte-der-aktionsgemeinschaft/vergroeuerung-der-naturschutzgebietsflaechen/>).

Es bleibt zu hoffen, dass die gesetzlichen Verordnungen und der darin vorgesehene Maßnahmenkatalog ausreichen werden, um das Ökosystem dieser in vielerlei Hinsicht einmaligen hessischen Mittelgebirgslandschaft künftig dauerhaft zu stabilisieren, ganz im Sinne des Mottos der Aktionsgemeinschaft: **Rettet den Burgwald!**

Literaturhinweise

- ARNOLD, W. (1875): Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zumeist nach hessischen Ortsnamen. Marburg. Digitalisat <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11315112>.
- BÖTTKE, B. (1987): DIE wirtschaftliche und soziale Entwicklung von Schwabendorf und Wolfskaute im Überblick. In: ARBEITSKREIS FÜR DIE GESCHICHTE DER HUGENOTTEN UND WALDENSER (Hrsg., 1987): *Schwabendorf und Wolfskaute 1687-1987*. Schwabendorf/Marburg, S. 179-185.
- BORN, M. (1967): Der Burgwald. In: LAUER, W. (Hrsg., 1967): *Marburg und Umgebung – Ein landeskundlicher Exkursionsführer. Marburger Geographische Schriften 30*, 2. Aufl., S. 171-184.
- BORN, M. (1968): Geographische Siedlungsforschung im Burgwald und seinen Randgebieten. In: *Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 18, S. 62-77.
- BOUCSEIN, H. (1955): *Der Burgwald – Forstgeschichte eines deutschen Waldgebietes*. Marburg.
- BOUCSEIN, H. (2009): *Geschichte der Wälder und Forsten in Oberhessen: Eine integrierte Kulturgeschichte des hessischen Forstwesens*. 2 Bände, Burgwald-Verlag Cölbe-Schönstadt.

- DÖPP, W. & A. PLETSCH (2000): Historisch-geographische Siedlungsforschung in Hessen. In: *Jahrbuch 1999 der Marburger Geographischen Gesellschaft*, Marburg, S. 184-216.
- EISEL, G. (1965): Siedlungsgeographische Geländeforschung im südlichen Burgwald. *Marburger Geographische Schriften* 24, Marburg.
- HLNUG (Hessisches Landesamt für Naturschutz, Umwelt und Geologie, Hrsg. 2021): Geologie von Hessen. Stuttgart.
- IMMEL, R (1939): Die Nadelhölzer in der Geschichte des hessischen Waldes und seines nachmittelalterlichen Holzwechsels. In: *Mitteilungen des Oberhess. Geschichtsvereins* 36, S. 119-130.
- JACOB, B. (1940): Die Eisenhütte von Rosenthal. In: *Meine Heimat* 8, Frankenberg.
- KUPFAHL, H.-G. & W. ANDRES (1983): Die geologische und geomorphologische Entwicklung des Burgwaldes. In: *Allgemeine Forstzeitschrift* 35, S. 876-879.
- LACHMANN, H.-P. (1967): Untersuchungen zur Verfassungsgeschichte des Burgwaldes. In: *Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau* 31, Marburg.
- LEICHT, E. (o.J.): Der Deutschordenswald Merzhausen im Burgwald. Digitalisat https://www.forstverein.de/fileadmin/pdf/HFV/Der_Deutschordenswald_Merzhausen_in_Rauschenberg.pdf.
- PLETSCH, A. (1989): Hessen. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- RÜHL, A. (1967): Das hessische Bergland. Eine forstlich-vegetationsgeographische Übersicht. *Forschungen zur deutschen Landeskunde* 161, Bonn-Bad-Godesberg.
- VAUPEL, H. (o.J.): Alte Grenzsteine zeugen von der Geschichte des Hofes Merzhausen bei Rosenthal und des Deutschen Ordens. Digitalisat <https://docplayer.org/4475385-Alte-grenzsteine-zeugen-von-der-geschichte-des-hofes-merzhausen-bei-rosenthal-und-des-deutschen-ordens.html>.
- VAUPEL, H. & G. KLINGELHÖFER (o.J.): Entlang der südlichen Gemarkungsgrenze der Burgwaldstadt Rosenthal. Digitalisat <http://alt.seegerteichhuette.de/heimatgeschichte/2008.11.08.1.htm>.
- WEIMANN, H.-J. (1983): Zur Bestandes- und Ertragsgeschichte des Burgwaldes. In: *Allgemeine Forstzeitschrift* 35, S. 886-888.
- WEISS, J. (1979): Zur Biologie des Burgwaldes - Die Schutzwürdigkeit einer Waldlandschaft des Hessischen Berglandes. Digitalisat https://www.zobodat.at/pdf/Naturschutz-Nordhessen_3_1979_0051-0081.pdf.
- WREDE, C. (2004): Grunddatenerfassung zum FFH-Gebiet „Franzosenwiesen und Rotes Wasser“. Digitalisat https://natureg.hessen.de/resources/recherche/Schutzgebiete/GI/GDE/5018_301_TXT.pdf.
- ZÖGNER, L. (1966): Hugenottendörfer in Nordhessen. *Marburger Geographische Schriften* 28, Marburg.